



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Gärten und Naturvorstellungen in Wien
Eine empirische Untersuchung

Verfasser

Christoph Badelt

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin / Betreuer:

V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron

Dankesworte

An dieser Stelle möchte ich folgenden Personen, die maßgeblich zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, meinen Dank aussprechen.

Im akademischen Bereich bedanke ich mich besonders bei meiner Betreuerin, Frau V.- Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron, die mir bei der Bearbeitung des Themas weitgehende Freiheit überließ, mich jedoch durch Hinweise und Vorschläge hilfreich unterstützte.

Frau Mag. Caroline Riedler und Herrn Mag. Walter Karban danke ich für zahlreiche konstruktive und inspirierende Diskussionen in Zusammenhang mit der Thematik dieser Arbeit.

Dank gilt auch meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, die mir bereitwillig Auskunft gaben.

Im Besonderen danke ich meinen Eltern Doris und Felix für ihre finanzielle und moralische Unterstützung.

Schließlich möchte ich mich noch bei meinen Korrekturlesern herzlichst bedanken.

Wien, im August 2012

Christoph Badelt

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
1.1	Forschungsfrage	6
1.2	Forschungsdesign – Methodischer Zugang	6
2	Theoretische Grundlagen	8
2.1	Stand des Wissens	8
2.2	Der Begriff ‚Natur‘ in der abendländischen Philosophie	10
2.2.1	‚Natur‘ als eigene Kategorie und Begriff	11
2.2.2	Der Naturbegriff in der griechischen Antike	11
2.2.3	Der Naturbegriff in der Neuzeit	13
2.3	Natur und Kultur in der Kultur- und Sozialanthropologie	18
2.4	Der Garten in der Geschichte – historischer Abriss	21
2.4.1	Der Gartenbau als Form des Bodenbaus	21
2.4.2	Gärten im alten Ägypten	22
2.4.3	Gärten in Mesopotamien	23
2.4.4	Gärten in China	23
2.4.5	Gärten in Europa	24
2.5	Geschichtliche Entwicklung des Zier- und Nutzgartens in Wien	26
2.5.1	Die Entwicklung der Vorstadt und ihrer Gärten	26
2.5.2	Der Wald- und Wiesengürtel	30
2.5.3	Gärten des Adels und des Großbürgertums	30

2.5.4	Das Cottageviertel in Währing	34
2.5.5	Die Gartengestaltung im bürgerlichen Garten	35
2.5.6	Kleingärten und Siedlungen	36
2.5.7	Gartengestaltung im 20. Jahrhundert	41
2.5.8	Der Naturgarten der 1970er Jahre und seine Vorläufer	42
3	Empirische Vorgangsweise und Forschungsergebnisse	44
3.1	Methodik des Forschungsverlaufs	45
3.1.1	Die Postulate qualitativer Sozialforschung	45
3.1.2	Die Beobachtung im qualitativen Forschungsprozess	47
3.1.3	Das Interview als Erhebungsform	47
3.1.4	Datenaufzeichnung und Datenauswertung	48
3.2	Umsetzung des Forschungsvorhabens	49
3.2.1	Vorstellung der 11 Interviewpartner /-innen und Beobachtung des Umfeldes	49
3.2.2	Erhebung und Aufbereitung des Forschungsmaterials	55
3.2.3	Auswertung des Datenmaterials: Bedeutung des Gartens	56
3.2.3.1	Entspannung im Garten	56
3.2.3.2	Der Garten als Wohnraum	60
3.2.3.3	Fruchtgenuss aus dem Garten	64
3.2.3.4	Kinder im Garten	70
3.2.3.5	Arbeiten im Garten als Hobby und Vergnügen	74

3.2.3.6	Beziehung zum Garten	80
3.2.4	Zusammenfassende Darstellung der Kategorien	81
3.2.5	Auswertung des Datenmaterials: Naturvorstellungen	88
3.2.6	Zusammenfassende Darstellung der Naturvorstellungen	96
3.2.7	Zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse	97
4	Conclusio	100
	Literaturverzeichnis	102
A	Liste der Interviews	110
B	Kurzbeschreibung	111
C	Abstract	112
D	Curriculum Vitae	113

1 Einleitung

Aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit im Bereich der Gartengestaltung sehe ich den Garten als Ort der Interaktion mit der Natur – einen Ort, an dem man lebt, arbeitet und erntet und zu dem man dadurch eine persönliche Beziehung aufbaut. Durch die Auseinandersetzung mit den Begriffen Natur und Kultur während meines Studiums der Kultur- und Sozialanthropologie, den sich ergebenden Kontakten mit Gartenbesitzern /-innen sowie der Beobachtung unterschiedlicher Gestaltungs- und Nutzungsformen wurde mein Interesse daran geweckt, verschiedenartige Zugänge zum Thema Natur in Verbindung mit dem eigenen Garten zu hinterfragen. Es war daher naheliegend, meine theoretischen Vorkenntnisse zu vertiefen und mit empirischen Daten aus der Alltagspraxis zu verknüpfen. Als Ergebnis dieses Forschungsinteresses ist die vorliegende Arbeit entstanden.

Die Auseinandersetzung mit Natur und Kultur stellt für die Kultur- und Sozialanthropologie eine zentrale Thematik dar. Diese Arbeit soll, fundiert durch empirische Untersuchung, eine Darstellung gebräuchlicher Naturvorstellungen von Gartenbesitzern /-innen in alltagssprachlicher Verwendung liefern und konkrete Beispiele für die Nutzung des Hausgartens aufzeigen. Der Garten wird nicht nur als Ort der kulturellen Praxis, sondern auch in seiner Funktion als Naturraum vorausgesetzt.

Es gilt herauszufinden, welche Naturvorstellungen Gartenbesitzer /-innen haben und ob sich diese durch die dem Garten zugeschriebenen Bedeutungen festmachen lassen. Dazu wurden zunächst verschiedene Nutzungsformen von Gärten in Wien mittels qualitativer Interviews erfragt, um eigenes Datenmaterial zur Auswertung zur Verfügung zu haben. Das ist notwendig, da über die heutige soziokulturelle Praxis im privaten Garten in Wien wenig wissenschaftliche Literatur vorliegt.¹

In diesem Zusammenhang wird auch die historische Entwicklung des privaten Gartens in Wien, die Thematik ‚Natur-Kultur‘ aus sozialanthropologischer Sicht und der philosophische Naturbegriff mittels Literaturrecherche kurz umrissen. Dieser Kontext stellt einen theoretischen Deutungshintergrund für die heutige Nutzung der Gärten dar. Somit soll aus dem zur Verfügung stehenden Datenmaterial die

¹pers. Mitteilung von Prof. Eva Berger, Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen, Fachbereich für Landschaftsplanung und Gartenkunst, TU Wien.

jeweilige Naturvorstellung der Gartenbesitzer /-innen erarbeitet werden, um daraus abzuleiten, ob sich dieses Naturverständnis in der Bedeutungszuschreibung der eigenen Gärten widerspiegelt.

1.1 Forschungsfrage

Davon ausgehend, dass Gartenbesitzer bestimmte Naturvorstellungen haben, war es für mich wichtig, danach zu fragen, (1) welche Bedeutung der eigene Garten für die in dieser Arbeit zur Sprache kommenden Gartenbesitzer /-innen hat, und (2) welche Vorstellungen sie von Natur haben. Aus der Analyse der Antworten zu beiden Fragen sollte die Forschungsfrage beantwortet werden. Diese lautete: „Kann, basierend auf den jeweiligen Naturvorstellungen einerseits und der Bedeutung der Gärten für deren Besitzer /-innen andererseits, der Garten als Natur bezeichnet werden?“

1.2 Forschungsdesign – Methodischer Zugang

Der theoretische Abschnitt umfasst einen geschichtlichen Abriss der Entwicklung des Grünraumes in Wien bis zum heutigen Hausgarten als Nutz- und Ziergarten. Die Arbeit ist hinsichtlich Literaturrecherche interdisziplinär ausgerichtet. Forschungen zu Grünräumen in Wien im Rahmen historischer Zugänge gibt es hauptsächlich im Bereich der Umweltgeschichte wie im Werk von Brunner/Schneider: „Umwelt Stadt: Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien“. Weitere Literatur wurde aus den Bereichen der Landschaftsarchitektur, der Geschichte, der Kunstgeschichte sowie gärtnerischer Fachbereiche herangezogen.

Daneben fanden informelle Gespräche mit Fachleuten der Technischen Universität Wien² sowie der Universität für Bodenkultur³ statt. Aus diesen Gesprächen konnten wertvolle Hinweise für die Gestaltung dieser Arbeit bezogen werden.

In einem weiteren Schritt wurde auf die philosophischen Auseinandersetzungen

²Institut für Städtebau, Landschaftsarchitektur und Entwerfen, Fachbereich für Landschaftsplanung und Gartenkunst, Prof. Eva Berge

³Institut für Landschaftsarchitektur, Prof. Lilli Licka

gen mit dem Begriff ‚Natur‘ Bezug genommen und schließlich die Überlegungen im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ aus ethnologischer Sichtweise beleuchtet oder vielmehr hinterfragt, inwiefern diese begriffliche Trennung Sinn macht. Für die empirische Untersuchung wurden 11 Interviews mit Gartenbesitzern /-innen in Wien geführt. Die gewählte qualitative Forschungsmethode, bestehend aus Beobachtungen und Gesprächen, gründete sich zur Datenerhebung betreffend die Bedeutung des Gartens auf die Form des offenen, halbstrukturierten problemzentrierten Interviews. Diese Methode wurde gewählt, um den Interviewpersonen ein ausführliches Eingehen auf die gestellten Fragen und dadurch eine persönliche Schwerpunktsetzung zu ermöglichen.

Das Forschungsinteresse wurde durch einen Interviewleitfaden erzählgenerierend aufbereitet. Die Interviewpartner /-innen sollten dadurch angeregt werden, auf bestimmte Themenbereiche betreffend die Gartennutzung, aus denen die subjektive Bedeutung des Gartens abgeleitet werden sollte, einzugehen. Im Anschluss an das leitfadengestützte Interview war die Frage nach den persönlichen Naturvorstellungen in Form des narrativen Interviews geplant. Nachdem sich die Gesprächspartner /-innen bereits mit der Bedeutung des Gartens auseinandergesetzt hatten, war diese Frage als Abschluss des Gesprächs vorgesehen.

Die Interviews sollten vor Ort durchgeführt werden. Meine Anwesenheit und Beobachtungen in den Gärten sollten dazu beitragen, die Aussagen der Gartenbesitzer /-innen nachvollziehen zu können, zu überprüfen und interpretierbar zu machen.

Die Auswertung der transkribierten Interviews orientierte sich an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Mayring 1999: 91ff) Die sich ergebenden Schwerpunktsetzungen der Interviewpartner /-innen wurden in einem ersten Schritt zur Analyse aus dem Gesamtmaterial gefiltert und in Form der „Strukturierung“ (ebd.: 92) aufbereitet. Die Auswertung fokussierte vor allem auf die ausführliche Darstellung der Bedeutung und Funktion der Gärten für ihre Besitzer /-innen.

In einem dritten Schritt wurden die jeweiligen Vorstellungen und Sichtweisen von Natur herausgearbeitet. Schließlich war vorgesehen, das Datenmaterial zu den Fragen: „Welche Bedeutung hat der eigene Garten für seine Besitzer /-innen?“ und „Welche Vorstellungen haben Gartenbesitzer /-innen von Natur?“ zusammenzuführen um schließlich daraus die Beantwortung der Forschungsfrage: „Kann, basierend

auf den jeweiligen Naturvorstellungen einerseits und der Bedeutung der Gärten für deren Besitzer /-innen andererseits, der Garten als Natur bezeichnet werden?“ abzuleiten.

2 Theoretische Grundlagen

2.1 Stand des Wissens

Der Garten als Forschungsthema ist Untersuchungsgegenstand diverser wissenschaftlicher Disziplinen. Hausgärten in Wien sind aus ethnologischer und sozialwissenschaftlicher Sicht allerdings bisher kaum untersucht worden. Eine Ausnahme bildet das ethnographische Werk Robert Rotenbergs „Landscape and Power in Vienna“ (1995). Diese empirische Untersuchung von Gärten in Wien und ihrer Geschichte liefert wertvolle Hinweise, befasst sich aber weniger konkret mit der Frage der Bedeutung von Natur, sondern mit dem Begriff der Landschaft und seiner Bedeutung für den Bewohner der Metropole. Verschiedene Gartenformen in Wien stellen dabei verschiedene Sichtweisen auf ‚Landschaft‘ dar und sind Ausdruck eines Diskurses über Landschaft (vgl. Rotenberg 1995: 4). Der Garten als Bestandteil städtischer Landschaft wird als Spiegel sozialer Beziehungen gesehen (ebd.).

Eine Weiterentwicklung dieser Fragestellung liefert Rotenberg in einem später erschienen Artikel, in dem er den Garten als Ort, an dem Modeströmungen oder soziale Befindlichkeiten ablesbar werden, beschreibt. Dabei geht er von der Habitus-theorie Pierre Bourdieus aus und beschreibt die Bedeutung von klassenspezifischen Geschmackspräferenzen bei der Gestaltung von Wiener Gärten des Adels und Bürgertums im Biedermeier (siehe hierzu Rotenberg 2002: 148f).

In der heutigen Kultur- und Sozialanthropologie finden in den letzten Jahren zunehmend Untersuchungen über neue Formen urbanen Gärtnerns statt. Diese umfassen in erster Linie den urbanen Ackerbau auf Selbsterntefeldern (siehe Schallmayer 2006) und Nachbarschaftsgärten (vgl. Kletzer 2008). Bei solchen Nachbarschafts- oder Gemeinschaftsgärten handelt es sich um Gärten, die gemeinschaftlich auf öffentlichem oder privat zur Verfügung gestelltem Grund angelegt werden. Diese neuen

Garteninitiativen werden auf die New Yorker Community Gardens der 1970er Jahre zurückgeführt. Bürger eigneten sich hier im näheren Wohnumfeld Baulücken und städtische Bracheflächen an, um gemeinschaftliche Gärten anzulegen. Ähnliche Initiativen gibt es mittlerweile weltweit (vgl. Krasny 2012: 28).

Wissenschaftliche Zugänge zum Thema Garten finden sich ebenfalls auf dem Gebiet der Garten- und Landschaftsarchitektur bzw. Landschaftsplanung. Landschaftsplanung und Landschaftsarchitektur befassen sich mit den privaten Hausgärten als einem Teilbereich unter anderen Formen von Grünräumen in der Stadt (vgl. Gälzer 2001: 7). Auf die besondere Bedeutung individueller Raumeignung durch die Gartenbewohner und den sensiblen Umgang damit weist der Landschaftsplaner Matthias Kurowski hin. Kurowski zufolge soll Gartenplanung dazu führen, dass „die Bewohner eines Gartens ihre persönlichen Freiräume (wieder) wahrnehmen können“ (Kurowski 2006: 76f). Gartengestaltung soll sich an alltäglichen Bedürfnissen orientieren. Es wird auf die Wichtigkeit des Gartens als eines Ortes „zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt“ (Hülbusch 1978: 7) hingewiesen. Von Seiten der technischen Fachrichtungen gibt es Untersuchungen über den Garten als Ort der Freizeitgestaltung bis hin zur Bezeichnung als „grüner Freiluftwellness- und Fitnessraum“ (Milchert 2010: 56) – als einen Ort, an dem auch die körperliche Arbeit im Sinne von Modetrends neu interpretiert wird.

Klaffke-Lobsien (2010) bezeichnet Gärten als Orte der Kommunikation. Gartenbesitzer reden gerne über Gärten und tauschen sich mit anderen Gartenbesitzern über Gärten aus. In ihrem Artikel über den Verein „Offene Pforten“ weist Klaffke-Lobsien auf dieses Kommunikationsbedürfnis hin, indem sie beschreibt, wie Gartenbesitzer an bestimmten Tagen ihre Gärten für interessierte Besucher öffnen (vgl. Klaffke-Lobsien/Klaffke 2010: 85f).

Förster (2006) befasst sich mit dem Thema der Kleingärten in Wien aus stadtplanerischer Perspektive. Sie untersucht die Entwicklung der Kleingartenanlagen zu Wohngebieten und die gesellschaftlichen Werthaltungen, die stadtplanerischen Entscheidungen zugrunde liegen. Der Kleingarten wird als Ort der Subsistenzarbeit gesehen. Migge (1913) hat die gesellschaftliche Bedeutung des Kleingartens zu Beginn des 20. Jahrhunderts dargestellt.

Die städtebauliche Entwicklung und jene des Grünraumes der Stadt Wien wur-

den von Brunner und Schneider (2005) näher beschrieben. Es werden sowohl Gärten im verbauten Stadtgebiet als auch ungenutzte Flächen, wie z.B. das Naturschutzgebiet Lobau dargestellt (vgl. Brunner/Schneider 2005: 17). Die Forschungsdisziplin ‚Umweltgeschichte‘, innerhalb derer das oben genannte Werk zu verorten ist, entwickelte sich als Zweig der Geschichtsforschung in den Vereinigten Staaten in den 1980er Jahren und beschäftigt sich mit Ressourcen, Nutzungs- und Entsorgungsproblemen in der Vergangenheit und ihrer Bedeutung für die Gegenwart (vgl. ebd.). Das oben genannte Werk enthält Beiträge aus verschiedenen Forschungskontexten betreffend die geschichtliche Entwicklung der Gärten und anderer Grünräume in Wien und ihrer ökologischen Bedeutung.

2.2 Der Begriff ‚Natur‘ in der abendländischen Philosophie

Die nachfolgenden Erläuterungen leiten vom Naturbegriff in der griechischen Antike zum Naturbegriff in der Neuzeit über. Dafür scheint es notwendig, auf den Naturbegriff vorab näher einzugehen.

Gedanken über die Natur sind seit mehr als 2500 Jahren dokumentiert. Die Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Natur‘ und die damit verbundene Suche nach dem Ursprung aller Dinge ist im Abendland auf die ionische Naturphilosophie, einer Schule der Vorsokratiker⁴ zurückzuführen. Zu deren bekanntesten Vertretern zählen Thales v. Milet und Heraklith v. Ephesos. Beide suchen als Ursache aller Dinge einen nach ewigen Gesetzen entstehenden Urstoff (vgl. Hügli/Lübcke 2005: 657).

Dies zeigt, dass der heutige Naturbegriff auf jeden Fall auf eine lange philosophische Diskussion im Abendland zurückgeht. Der griechische Begriff der *Physis* bezeichnete ursprünglich das natürliche Wachstum der Pflanzen und Tiere sowie natürliche Entwicklungen – ungeachtet äußerer Einflüsse. Dies wird mit dem lateinischen Begriff der *Natura* (Beschaffenheit) gleichgesetzt.

⁴Als Vorsokratiker werden die griechischen Philosophen vor Sokrates bezeichnet. Sie formulierten die Grundfragen der Philosophie.

2.2.1 ‚Natur‘ als eigene Kategorie und Begriff

Die Vielfältigkeit der Interpretationen im Rahmen philosophischer Literatur im Laufe von 25 Jahrhunderten lässt eine eindeutige Bestimmung des Naturbegriffs nicht zu. Für diese Darstellung dient daher eine gekürzte Fassung der Abhandlung über Natur aus Kolmer und Wildfeuers Werk: „Neues Handbuch philosophischer Grundbegriffe“ (Kolmer 2011), wobei in der Folge die dort gegebene Definition des Naturbegriffs in diese Arbeit einfließt.

Der Natur wird oft eine negative Bedeutung zugeordnet, die sich darin äußert, dass sie als das nicht vom Menschen Gemachte – und damit als konstant bleibend – verstanden wird. Dies kommt in einem „quantitativen Naturbegriff“ – Natur als Bereich des Seins, dem der Mensch gegenübersteht oder auch angehört – und einem „qualitativen Naturbegriff“, der das beschreibt, was „einem Seienden auf unveränderliche Weise zukommt“ (Kolmer 2011: 1560) zum Ausdruck. In Bezug auf den quantitativen Naturbegriff würde Natur der Kunst, Kultur, dem Geist und der Vernunft, dem Gesetz und der Moral gegenüber stehen (vgl. ebd.: 1560f).

Der qualitative Naturbegriff schließt hingegen die menschliche Erkenntnis und die Vernunft in die Natur mit ein. So spricht auch Immanuel Kant von der „Naturbestimmung der Vernunft“ (Kant [1781/87] 1998: A XXIII). Im Gegensatz zum konstant bleibenden Begriff der Natur (siehe oben) wird mit dem Hinweis auf die – der Natur innewohnenden – Prinzipien der Veränderung gezeigt, dass Natur etwas Veränderliches darstellt, das einerseits aus sich heraus diese Veränderungen vollzieht und andererseits im Zusammenhang mit dem Menschen handlungsbedingten Bedeutungen unterliegt (vgl. Spaemann 1973: 965).

2.2.2 Der Naturbegriff in der griechischen Antike

Unter Natur verstanden die Griechen zuerst in der mythologischen Dichtung das Ganze von Himmel und Erde, von Menschen und Göttern. Im Rahmen der sich als Wissenschaft entwickelnden Philosophie entsteht in der Folge das Bild einer nach Art eines „Organismus“ geordneten Welt (vgl. Kolmer 2011: 1561). Für die Griechen stand nicht die Erfahrung des Menschen oder die Erklärung einzelner oder gefährli-

cher Phänomene in der Natur im Vordergrund, sondern die Frage nach dem Zusammenhang des Ganzen und die Suche nach einem Prinzip, das dieses Ganze ordnet, das „das Ganze und seine Ordnung trägt“ und damit Grund „... der Erkenntnis dieses Ganzen in seiner Ordnung, seinem Aufbau und in seinen Werdeprinzipien ...“ (Baumgartner 1992: 237f) ist.

Der Begriff hatte bereits bei Homer und auch später bei Aristoteles eine Doppelbedeutung, wie Honnefelder (Honnefelder 1992: 10f) beschreibt: „Und es ist dann Aristoteles, der dem Begriff der Physis im Anschluss an Platon seine Bedeutung als dem Ingesamt aller natürlich Seienden in ihrem Wesen und dem Gesetz ihres Wachstums gibt“. Aristoteles nannte jene, die sich mit diesen Fragen auseinandersetzten, nämlich die ionischen Naturphilosophen sowohl „Physiologen“ als auch „Theologen“, da sie sich sowohl mit dem Physischen als auch mit dem Göttlichen auseinandersetzten (vgl. Ritter 1974: 144).

Die Auseinandersetzung mit dem Naturbegriff erschöpft sich jedoch nicht in der Frage nach einem Ursprung. Mindestens genauso interessant erscheint die Frage nach Sinn und Zweck – dem Ziel (Telos) von Natur (vgl. Hügli/Lübcke 2005: 617). Platon und Aristoteles vertraten unterschiedliche Standpunkte hinsichtlich der Teleologie (der Lehre, nach der Handlungen an Zwecken orientiert sind). Diese unterschiedlichen Standpunkte finden sich auch in den philosophischen Diskussionen späterer Jahrhunderte. Für Platon gab es ein Prinzip außerhalb der Natur, das die Natur bestimmte. Aristoteles sah die Natur als zweckmäßigen Organismus, in dem sein Zweck selbst begründet ist. Ein Prinzip, das außerhalb der Natur steht, gab es bei ihm nicht. Die natürlichen Dinge tragen ihren Ursprung in sich und geben sich selbst ihre Form. Alle Gegenstände und damit auch die der Natur sind bei Aristoteles mittels zweier „Reflexionsbegriffe“ zu definieren: Materie und Form – zwei Gesichtspunkte ein und desselben Gegenstandes (vgl. Höffe 2006: 112).

Die Betrachtung des Naturbegriffs unter dem teleologischen Aspekt scheint maßgeblich durch den einzelnen Menschen bestimmt, der mit seinem Zugang zu Natur und seinem Umgang mit Natur diesen Sinn und Zweck der Natur zu beeinflussen scheint.

2.2.3 Der Naturbegriff in der Neuzeit

Im europäischen Mittelalter wurde die Natur als Schöpfung Gottes gesehen. Es ist damit eine Sichtweise im platonischen Sinn, da ein die Natur erst schaffendes Prinzip angenommen wird (vgl. Kolmer 2011: 1562). Im 16. und 17. Jahrhundert wird Natur, als das nicht von uns Gemachte, das uns ebenso umgibt und das wir sind, zum Gegenüber instrumenteller Praxis. Dies bedeutet, dass die Natur mit dem Aufstieg des empirischen Wissens zunehmend im Dienste der menschlichen Bedürfnisbefriedigung steht (vgl. ebd.: 1561). Der Naturbegriff erhält seine Bedeutung erst im Bezug zum menschlichen Handeln und Arbeiten. In diesem Geist bekommt die Erde ihre Bedeutung für den Menschen erst als Acker, der Wald als das Holz, das Wasser als der Fischgrund (vgl. ebd.: 1562). Mit der Zunahme des empirischen Wissens von Natur und den damit verbundenen Möglichkeiten der nutzbringenden Gestaltung wird die Natur anders gesehen und ihre vorgestellte Wirkmacht, so wie sie es im aristotelischen Sinn hat, schwindet. Die Natur wird von nun an als bloße Materie dem Geist gegenüber gestellt. In ihr wirken rein mechanische Kräfte (vgl. ebd.: 1561).

Damit ist das zweite große Naturbild unserer Geschichte nach dem der griechischen Antike das mechanistische Naturbild, deren bedeutendste Vertreter Newton (1643 - 1727) und Descartes (1596 - 1650) sind. Die Natur wird jedoch noch als von Gott geschaffen gesehen. Der Mensch will die Natur, von der er annimmt, dass sie wie eine Maschine funktioniert, zunehmend beherrschen. Durch die zunehmende Kenntnis mechanischer Gesetze ist eine mechanistisch orientierte Veränderung der Natur auch immer besser möglich (vgl. Honnefelder 1992: 18).

Die Teleologie, also die Frage nach dem Entstehen und der Zweckmäßigkeit der Natur, tritt immer mehr zugunsten einer instrumentalistischen Sichtweise in den Hintergrund und damit verdrängt die Frage nach dem „Wie“ die Frage nach dem „Wozu“ (vgl. Töpfer 2005: 38). Diese mechanistische Sichtweise der Natur wurde jedoch auch kritisiert, unter anderem von Immanuel Kant (vgl. Spaemann 1973: 965). Kant führte eine neue Sicht des menschlichen Verhältnisses zur Natur in die Philosophie ein. Er knüpfte an die aristotelische Teleologie der Natur als die eines Organismus an. Darüber hinaus haben für Kant die organischen Wesen Naturzwecke. Kant unterscheidet zwischen einer äußeren Natur und der Natur im Menschen, dem Verstand, den er an seiner Zweckmäßigkeit misst. Die Wahrnehmung der Ganzheit

der Natur äußert sich im Empfinden von Schönheit (Ästhetik) (vgl. Kant [1790] 2006: B303).

Diese Sicht der Natur als Ganzes konvergiert damit mit der den Menschen umgebenden Landschaft, der schönen Landschaft. Nach Kant übernimmt damit die Ästhetik zum Teil die Aufgabe einer philosophischen Theorie in Bezug auf Natur (vgl. Ritter 1974: 153). Vor Kant ging man davon aus, dass das Ganze der Natur nur durch den vernünftigen Begriff zu erfassen sei. In der Neuzeit erschließt sich das Ganze der Natur durch ästhetische Anschauung als Landschaft. Damit wird die Natur mittels ästhetischer Gefühle in bildender Kunst und Dichtung präsent (vgl. Kolmer 2011: 1563).

Kant sieht Natur nicht nur ästhetisch, d.h. als schön in einem zweckfreien Sinn, sondern durchaus auch als zweckgebunden (teleologisch). Diese Interpretation äußert sich darin, dass „...alles was die Natur selbst anordnet, zu irgendeiner Absicht gut ist“ (Kant [1781/87] 1998: B771).

Alle Dinge der Natur haben bei Kant als organische Dinge Zwecke und sind auf einen gesamten Endzweck ausgerichtet, der außerhalb der Natur liegt. Dieser Endzweck ist für ihn die weltumspannende Sittlichkeit. Kant postuliert damit eine Weltursache, die von der Natur verschieden ist: das ist Gott. Die Natur ist die Schöpfung des weisen Gottes, folglich zweckgebunden und zielt auf das Erreichen von Sittlichkeit als Endzweck ab. Der Mensch kann mittels seines Verstandes dieser Sittlichkeit entgegenstreben. Alle Dinge der Natur sind ihm dabei dienlich. Die Natur zeigt damit die Handschrift eines weisen und gütigen Schöpfers. Ob man also sagt: „Gott hat es wohlweislich so gewollt, oder die Natur hat es weislich so gewollt“ (ebd.: B727) ist einerlei. Kant sieht die Ordnung der Natur als göttlich gegeben (vgl. Kolmer 2011: 1564).

Im späten 18. und im 19. Jahrhundert wird Natur darüber hinaus als Gegensatz zur Geschichte verstanden. Im Gegensatz zum „Unorganischen“ haben organisierte Wesen eine relativ selbständige Existenz, für die der Begriff der Geschichte angewendet werden kann. „Schon jeder Halm, jeder Baum hat in diesem Sinne seine Geschichte, eine Veränderung, Folge und abgeschlossene Totalität unterschiedener Zustände“ (Hegel [1807] 1970: 226). Die Geschichte eines Naturelements ist also im Begriff der Natur impliziert. Die Menschenwelt wird ebenso unter diesen Gesichts-

punkten als Geschichte gesehen und gleichzeitig als die „zweite Natur“ bezeichnet. Die Geschichte bzw. die Menschenwelt wird von niemandem bewusst erzeugt, sondern erst ihr Endziel ist Bewusstsein und Freiheit (vgl. Kolmer 2011: 1564).

Seit dem 18. Jahrhundert wurde die körperliche Natur auch immer stärker Gegenstand empirisch-historischer Forschung. Der Mensch sieht die Natur zunehmend in Analogie zu sich selbst. Immer öfter wird dabei eine Feststellung getroffen, die den Anschein erweckt, dass es hinter den Vorgängen kein unwandelbares Substrat gäbe. Auch die Erkenntnis, dass Beobachtungen Einfluss auf den beobachteten Gegenstand nehmen können, trägt dazu bei, dass die Sicht der Welt immer mehr mit Begriffen wie „Prozess“, „Veränderung“, „Entwicklung“, „Evolution“ konzeptualisiert wird (vgl. Collingwood [1945] 2005: 21).

Der Begriff der „Evolution“ wird im ausgehenden 19. Jahrhundert auf die gesamte Natur (den Bereich des nicht vom Menschen Gemachten) angewendet (während Darwin und Lamarck sie hauptsächlich auf den Naturbereich des Lebendigen bezogen), und ab der ersten und besonders in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird er sogar zum Paradigma der Welterklärung (vgl. Kolmer 2011: 1565). Dieser Begriff löst die neuzeitliche Vorstellung der Natur als einer Schöpfung Gottes ab. Aus der „mechanistischen Welt“ wird ein „kreatives Universum“ (Kanitscheider 1993: 7). Folglich wird die Welt insgesamt mit „Natur“ gleichgesetzt. Sie ist ein System materieller Elemente, das mittels strukturierter komplexitätsbedingter Abläufe wieder in der Lage ist, neue Strukturen und komplexe Systeme zu gestalten – eine Art von schöpferischer Kreativität (vgl. ebd.). Die Entstehung der Organismen wird von nun an als Zufallsprodukt betrachtet, auch wenn sich Organismen selbst Zwecke setzen können.

Um Natur und Naturerscheinungen zu beschreiben und zu erklären, werden heute Begriffe, die aus Kybernetik, Systemtheorie und Komplexitätsforschung stammen, verwendet. So wird in der Biologie der Begriff der Emergenz, der darstellt, dass Eigenschaften eines Systems nicht aus den Eigenschaften der Elemente dieses Systems abgeleitet werden können, vielfach genutzt. Damit könnte der Begriff der Emergenz „eher ein Etikett für etwas Unverstandenes“ (Mutschler 2009: 82) sein.

Der Begriff ‚Natur‘ stellt sich als vielfach interpretierbares Wort dar. Dem Menschen ist es unmöglich, was er selbst nicht geschaffen hat, zu durchschauen. Mit

dem Versuch zu bestimmen was Natur ist, steht damit auch das menschliche Selbstverständnis auf dem Spiel. In Zusammenhang mit der zunehmenden Technisierung und Verwissenschaftlichung der Welt wird deshalb auch eine gewisse Entzauberung der Natur beklagt (vgl. Kolmer 2011: 1566). In den 1980er Jahren kam diese Kritik besonders im Zusammenhang mit den Krisensymptomen und Problemlagen der Atomkraft und Kerntechnik zum Ausdruck (vgl. ebd.).

Eingriffe des Menschen in die Natur, deren Auswirkungen weder kurz- noch langfristig einzuschätzen sind, stellen uns vor ethisch relevante Fragen. Die Beantwortung dieser Fragen mag ähnlich schwer sein wie die Begriffsbestimmung von Natur selbst. Da der Mensch einerseits der Natur gegenüber steht, andererseits auch selbst ein Teil der Natur ist, stellt die Frage nach der Bedeutung von Natur auch eine Frage nach dem Wesen des Menschen selbst dar (vgl. ebd.).

Das Verständnis des Naturbegriffs ist also in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung von der metaphysischen Naturphilosophie zur Naturwissenschaft gereift. Maßgeblich daran beteiligt ist die methodische Vorgangsweise, die die Sichtweise auf die Natur mit der auf eine methodologisch bedingte Konstruktion gleich stellt. Die Möglichkeit, Natur in mathematischen Begriffen beschreiben (in Formeln ausdrücken = formulieren) zu können, wird zur Basis eines einheitlich dargestellten Weltbilds innerhalb einer großen Anzahl von Naturwissenschaften (vgl. Honnefelder 2011: 1573).

Dieser wissenschaftlich, mathematisch, physikalische Naturbegriff kann kein Ziel, keinen Zweck erkennen lassen. So meinte etwa Honnefelder: „Nur eine Idee von einer Natur, die Natur und Mensch, und d.h. Natur und (vernünftiges) Leben, als Einheit festhält, vermag Orientierung des Handelns an und in der Natur zu vermitteln“ (vgl. ebd.: 1574). Also wird nicht im Sinne eines Entweder-Oder, sondern im Sinne eines Sowohl-als-Auch als Ergänzung gedacht.

Die Darstellung des Naturbegriffs mündet also letztlich nach Honnefelders These (vgl. ebd.) in drei Feststellungen, die hier kurz dargestellt werden:

(1) Als erste bestimmende Feststellung gilt, dass die Natur für den Menschen immer nur wahrgenommene, gedeutete und genutzte Natur ist. Honnefelder (vgl. ebd.) bezeichnet dies als Verhältnis zur Natur, als Naturverständnis.

(2) Die zweite Feststellung lautet: Die Natur in Wissenschaft und Philosophie war immer durch zwei Begriffsmöglichkeiten bestimmt: „...Natur als Resultat von Poiesis oder als in sich selbst poetische Größe zu betrachten“ (ebd.). Dies besagt, dass es jeweils zwei mögliche Betrachtungsweisen von Natur gibt: Natur von außen gemacht (z.B. von Gott) oder als aus sich selbst heraus entstandenes Phänomen.

(3) Als dritte Feststellung gilt, dass es zur Darstellung eines angemessenen Naturbegriffs „... einer Idee der Natur, die die Einheit zu denken erlaubt und zu praktischer Orientierung geeignet ist“ (ebd.) bedarf.

Aus diesen drei Thesen ergeben sich nach L. Honnefelder die Themenfelder „Natur-Verhältnis“, „Natur-Begriff“ und „Natur-Umgang“ (ebd.).

ad (1) Die Auseinandersetzung mit dem Natur-Verhältnis behandelt die Frage nach dem Verhältnis des individuellen Betrachters zu Natur und die Bestimmung der Relation zur Lebenswelt des jeweiligen Menschen (vgl. ebd.: 1575).

ad (2) Der Natur-Begriff behandelt den Begriff der Natur aus wissenschaftlicher Sicht im Verhältnis zur gesamten Lebenswelt (vgl. ebd.).

ad (3) Der Natur-Umgang behandelt den Begriff der Natur als Orientierungs- und Handlungsinstanz (vgl. ebd.).

Die Vielfältigkeit der Darstellung des Naturbegriffs in der abendländischen Philosophie ist demnach auf die jeweilige Betrachtungsweise zurückzuführen. Unterschiedliche Betrachtungsweisen führen somit zu unterschiedlichen Darstellungen und Interpretationen des Naturbegriffs und bezeichnen gleichzeitig das Verhältnis dessen zur Natur, der beschreibt. Auf die naturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff „Natur“, die, wie oben erwähnt, vielfach funktionale, mechanistische Beschreibungen bevorzugt, wird in dieser vorliegenden Arbeit nicht eingegangen. Die Begriffsdefinitionen von Natur-Verhältnis und Natur-Umgang stellen die theoretische Grundlage für die in der Folge dargestellte empirische Erhebung dar. Das Natur-Verhältnis wird als ‚Naturvorstellung‘ hinterfragt, der Umgang mit der Natur als ‚Bedeutung des Gartens‘. Somit orientiert sich die Darstellung des Naturbegriffs und der damit in Zusammenhang stehende Umgang mit der Natur im eigenen Garten hauptsächlich an den Punkten 1 und 3 der oben benannten Thesen Honnefelders.

2.3 Natur und Kultur in der Kultur- und Sozialanthropologie

Wie in der philosophischen Auseinandersetzung mit dem Naturbegriff erwähnt, gibt es unterschiedliche Antworten auf die Frage der Verortung des Menschen in der Natur. Die Natur wurde in der Philosophiegeschichte als Gegenüber zu Kunst und Kultur, aber auch als Gegenüber zu Geschichte verstanden (vgl. Kolmer 2011: 1560). Im alltäglichen Sprachgebrauch wurden daher Gegensatzpaare wie z.B. „Natur und Stadt“ oder „Natur und Kunst“ zur näheren Bestimmung von Natur gebraucht (Heiland 1992: 4).

Die Trennung der Begriffe Kultur und Natur kann aus ethnologischer Sicht jedoch nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden. Sie mag zwar auf begrifflicher Ebene sinnvoll sein, in der Praxis existieren Kultur und Natur aber nicht als getrennte Entitäten, sondern sie sind in ihrer Verbindung, Austausch und Interaktion zu sehen. Die Aufgabe der Kultur- und Sozialanthropologie als vergleichender Kulturwissenschaft ist es nun, diese Interaktion des Menschen mit der Natur bzw. der natürlichen Umwelt zu analysieren und Theorien zur Entstehung menschlicher Kultur – sofern hier das Verhältnis zur natürlichen Umwelt eine Rolle spielt – zu entwickeln.

Die Beziehungen des Menschen zur Natur und Umwelt gelten als zentrale Forschungsfrage für die Kultur- und Sozialanthropologie. Diese Fragestellung begleitet daher diese Wissenschaft seit ihrem Entstehen. Das für die europäische Geistesgeschichte grundlegende Begriffspaar von Natur und Kultur und die Auseinandersetzung mit Interpretationen und Gegensätzlichkeiten stehen gleichermaßen am Beginn dieses Forschungsgebietes. Eine umfassende Darstellung der Verwendung dieser Begriffe in der Kultur- und Sozialanthropologie ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, dennoch soll hier auf wesentliche Zusammenhänge hingewiesen werden.

Innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie kam der Thematik des kulturspezifischen Umgangs mit Natur vor allem in der Anthropogeographie Friedrich Ratzels, der Kulturökologie Julian Stewards und dem Kulturmaterialismus von Marvin Harris zentrale Bedeutung zu (vgl. Gingrich/Mader 2002: 14). Friedrich Ratzel ging von einer Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt aus (vgl. Chevron 2004: 80). Besonderen Wert legte er auf die Frage der Wirkung von Umweltfaktoren auf

Mensch und Gesellschaft, aber auch auf die Frage der Anpassung an solche Umweltbedingungen (vgl. ebd.: 79).

Wie schon bei dem Versuch der Begriffsdefinition von Natur weiter oben festgestellt, ist die Frage nach dem Verhältnis zur Natur von der Frage nach dem Umgang mit der Natur kaum zu trennen. Dennoch kann das Verhältnis zur Natur – die Vorstellung von der Natur – in einer deskriptiven Interpretation zum Ausdruck kommen, während man beim Umgang mit der Natur eine normative Darstellung in Betracht ziehen muss. In diesem Sinn meint Bargatzky: „Ich möchte aber nicht auf den Hinweis verzichten, daß die Berufung auf Natur qua Berufung bereits menschliche Praxis ist, also normativ begründbare Entscheidungen voraussetzt“ (Bargatzky 1997: 4).

Diese Äußerung deutet darauf hin, dass die Begriffe Natur und Kultur zueinander in Bezug gesetzt werden können. Die Begriffe Natur und Kultur weisen in ihrer Bedeutung durchaus Zusammenhänge auf. Der lateinische Begriff „cultura“ bedeutete ursprünglich die auf Pflanzen gerichtete Sorgfalt, ein Stück bebautes Land, die Pflege von Bekanntschaften sowie die Erhaltung und Verbesserung von Fähigkeiten. Der Begriff überschneidet sich in seiner Bedeutung mit dem Wort „cultus“, das die Anbetung und Verehrung einer Gottheit bedeutet, sich aber gleichzeitig auf das bebaut Land bezieht und weiter auf das gepflegte Äußere einer Person und die Verbesserung der Lebensumstände (vgl. ebd.: 207f). Hier wird deutlich, dass der Begriff der Kultur den Begriff der Natur zu seiner genaueren Abgrenzung benötigt.

Eine allgemeingültige Definition von Kultur kann innerhalb der Kultur- und Sozialanthropologie nicht vorgenommen werden. Der Begriff ist zu vielschichtig dafür. Kluckhohn und Kroeber (1963) haben 164 Definitionen von Kultur zusammengetragen. Haller schreibt dazu: „Die meisten ethnolog. Kulturbegriffe weisen allg. Merkmale auf, die sowohl auf Kultur im Sinne allg. menschl. Fähigkeiten als auch im Sinne von >einer Kultur< abheben“ (Haller 2005: 21).

Die Ethnologie hat seit dem 19. Jahrhundert das Thema der menschlichen und kulturellen Evolution immer wieder diskutiert. Wie im philosophischen Teil der Arbeit beschrieben, wurde Natur besonders um die Wende zum 20. Jh. in Abgrenzung und Analogie zur menschlichen Geschichte verstanden. Gesellschaften, deren kulturelle Eigenheiten besonders naturbezogen und aus eurozentristischer Sicht als „primitiv“ eingestuft wurden, hat man geschichtliche, kulturelle Entwicklung im Rahmen

des Evolutionismus, einer spekulativen Sicht auf Evolution, abgesprochen (vgl. Bar-gatzky 1997: 22).

Kulturelle Entwicklung wird in der Geschichte der Kultur- und Sozialwissen-schaften als eigenständiger soziokultureller Wandel bezeichnet (vgl. Haller 2005: 37). Die kulturwissenschaftlichen Ansätze sahen die historisch-kulturellen Entwicklungen in den Evolutionstheorien des 19. Jahrhunderts als Folge einer Anpassung an Um-weltbedingungen (vgl. Chevron 1998: 35). In der Geschichte der Ethnologie wurden evolutionistische Ansätze des 19. Jahrhunderts von historisch orientierten Ansätzen abgelöst. Aus heutiger Sicht werden Kulturen (phänomenologisch) als gleichwertige Ganzheiten gesehen (vgl. ebd.: 36). Um die Frage nach biologischen Voraussetzun-gen für Kultur und kulturelle Vielfalt zu klären, müsste die Ethnologie mit anderen Wissenschaften, wie der Psychologie oder Humanethologie, die sich aus der Verhal-tenforschung entwickelte, verstärkt zusammenarbeiten (vgl. ebd.: 39).

Unser abendländisches Verständnis von Natur wurzelt – wie oben erwähnt – in der abendländischen Philosophie und unterscheidet sich somit von dem anderer Kul-turen deutlich (siehe auch Descola/Pálsson 1996). Für Descola und Pálsson bedeutet die Anwendung unseres Begriffes von Natur eine ethnozentristische Vereinnahmung fremder Kulturen, da die abendländische Sichtweise von Natur nicht für jede Kultur vorauszusetzen ist (vgl. Descola/Pálsson 1996: 7). Für die Achuar des nördlichen Amazonas, bei welchen Descola seine Feldforschungen durchführte, gilt zum Bei-spiel die abendländische dualistische Auffassung von Natur und Kultur als zwei sich ausschließende Bereiche des Lebens nicht, da die Achuar Teile der natürlichen Welt – wie bestimmte kultivierte Pflanzen und Tiere – stärker als Teile der Gesellschaft bzw. der Verwandtschaft betrachten (vgl. ebd.).

Diese Sicht der Welt, die Descola Epistemologie nennt, kann demnach nicht universell auf alle Kulturen angewandt werden, war aber Bestandteil so wichtiger Ansätze wie der Kulturökologie, der Soziobiologie, Teilen der marxistischen Anthro-pologie sowie der Forschungen zu Mythos und Ritual in der strukturalistischen An-thropologie (vgl. ebd.: 2).

Von der Ethnoökologie wurden das menschliche Verhalten, die gesellschaftlichen Institutionen sowie einzelne kulturelle Merkmale als Ergebnis einer Anpassung an Umweltbedingungen oder als Ausdruck bestimmter Umweltbedingungen gesehen.

Nach Descola und Pálsson wurde in der Ethnoökologie der Frage, wie die von ihr untersuchten Gesellschaften ihr Verhältnis zur Umwelt erzeugen, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. ebd.).

Innerhalb der strukturalistischen Anthropologie, wie z.B. bei Lévi-Strauss, wurde die Gegenüberstellung von Natur und Kultur als analytisches Mittel zum Verständnis von Mythen, Ritualen und Symbolismen verwendet (Lévi-Strauss [1964] 1976).

Wie Ernst Halbmayer in seiner Antrittsvorlesung vom 20.5.2009 in Marburg erwähnte, ist es von Bedeutung: „ ... die lokale Konzeption ... dessen, was wir Natur bzw. natürliche Umwelt bzw. Welt nennen, zu erfassen. – Zweitens gilt es, die Austauschverhältnisse, Beziehungen, Transformationen und Aneignungsformen dieser Umwelt ... zu bestimmen ... “ (Halbmayer 2009).

2.4 Der Garten in der Geschichte – historischer Abriss

In diesem Kapitel wird auf historische Gartenformen und deren Nutzung eingegangen.

Laut Brockhaus war ursprünglich unter dem Begriff ‚Garten‘ ein mit Garten eingefriedetes Stück Land zum Anbau von Nutzpflanzen für den Eigenbedarf oder auch von Zierpflanzen zu verstehen (vgl. Brockhaus 1974: 306). Etymologisch leitet sich das Wort Garten vom indogermanischen Wort „ghordo“ ab, womit sowohl der Hof als auch das Gehege bezeichnet wurden (vgl. Duden 1963: 198).

2.4.1 Der Gartenbau als Form des Bodenbaus

Garten- oder Feldbau bezeichnet eine Form des Bodenbaus mit einfachen Techniken und Werkzeugen und ist in tropischen und subtropischen Regionen heute noch verbreitet (vgl. Haller 2005: 165). Aus wirtschaftsethnologischer Sicht hängt der Beginn des Garten- oder Feldbaus mit der Sesshaftwerdung des Menschen und der Domestikation von Tieren und Pflanzen am Beginn des Neolithikums vor 9.000-10.000 Jahren zusammen (vgl. ebd.).

Traditionelle bäuerliche Gesellschaften bzw. Ackerbaugesellschaften entstanden aus Feldbaugesellschaften durch Einführung höherer Bodenbautechniken, wie Pflug oder Egge, ergologischen Neuerungen wie Bewässerungssystemen und der Nutzung tierischer Energie für die Felder (vgl. ebd.: 169). Diese Neuerungen ermöglichten die Versorgung größerer Populationen und dichter besiedelter Gebiete. Da größere Populationen „zur Entwicklung komplexerer sozialer Kontroll- und Verteilungsmechanismen“ (ebd.) führen, sind bäuerliche Gesellschaften mit der Entstehung von Staaten verbunden (vgl. ebd.).

2.4.2 Gärten im alten Ägypten

Grundlage für Wirtschaft und Kultur des alten Ägypten bildeten jährliche Überflutungen der Nilebene sowie damit einhergehende umfangreiche Arbeiten am Bewässerungssystem, welche zur Ausbildung von Verwaltungsorganen führten (vgl. Keller 1994: 15).

In dieser Hochkultur gab es bereits „Massenproduktion pflanzlicher Lebensmittel im Ackerbau und Monokulturen für Gemüse, Obst und Wein sowie Plantagen für Palmen und Skymoren“ (Helck/Eberhard 1977: 376). Hochkulturen sind laut Walter Hirschberg durch wirtschaftliche Funktionsdifferenzierung und soziale Schichtung geprägt (vgl. Hirschberg 1988: 215). So gab es auch eine eigene Berufsgruppe der Gärtner, die für den „Anbau von Pflanzen aller Art“ (Helck/Eberhard 1977: 376) zuständig war.

Gärten spielten im religiösen Leben eine bedeutende Rolle. So wurden Tempelanlagen, Gräber, aber auch Paläste und Wohnhäuser der gesellschaftlichen Oberschicht mit Gärten umgeben. Gärten bei Grabanlagen dienten der Seele als Aufenthaltsort nach dem Tod und stellten damit eine Möglichkeit dar, für das Leben im Jenseits vorzusorgen (vgl. Wilkinson 1998: 97). So weisen Grabbeigaben im Grab von Ineni, einem hohen Beamten in Theben (Neues Reich, um 1490 v. Chr.) auf eine Anlage von 500 Bäumen und einem Teich hin (vgl. Loebe 2010: 12).

Die Gestaltung solcher Gärten orientierte sich an religiösen Vorstellungen. Viele Pflanzen hatten symbolische Bedeutung und waren zur Verehrung von Göttern bestimmt (vgl. Helck/Eberhard 1977: 376). Gärten dienten aber auch der unmittel-

baren Versorgung der Häuser, Tempel und Paläste mit Lebensmitteln und anderen Naturalien und als kühle, Schatten spendende Orte der Muße (vgl. ebd.).

2.4.3 Gärten in Mesopotamien

Gärten und Landwirtschaft spielten auch in den Hochkulturen Mesopotamiens eine wichtige Rolle. Die Sumerer, aus dem nordöstlichen Mesopotamien stammend, entwickelten im Gebiet des ‚Fruchtbaren Halbmondes‘ Bewässerungsanlagen, mit denen sie Wüstenland und Sumpfbiete in Ackerland verwandelten (vgl. Hobhouse/Harpour 2005: 46).

Ihre zuerst nomadische Lebensweise wurde von festen Siedlungen abgelöst. So bestand der sumerische Stadtstaat Uruk, wie aus auf 2.700 v. Chr. datierten Tontafeln mit Fragmenten des Gilgamesch Epos hervorgeht, zu einem Drittel aus Häusern und Tempeln, zu einem Drittel aus Gärten und zu einem Drittel aus Ackerland (vgl. ebd.).

1350 v. Chr. legten assyrische Könige bewässerte Parks und Gärten am Oberlauf des Tigris an (vgl. ebd.). Wildfrüchte und Wildblumen, Kräuter und Gewürze wurden sowohl wegen ihrer Schönheit als auch zur Verwendung in der Küche und als Opfergaben kultiviert (vgl. ebd.: 48). Viele der Pflanzen im Garten des assyrischen Königs Tiglatpileser (1114-1076 v. Chr.) waren in Form von Samen oder Jungpflanzen von Feldzügen mitgebracht worden. Der achämenidische König Darius I. (522-485 v. Chr.) ließ ausgedehnte Gärten und Wildparks für die Jagd anlegen und förderte den Export von Pflanzen in eroberte Gebiete (vgl. ebd.).

2.4.4 Gärten in China

Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. verlief die Seidestrasse zwischen China und dem Westen. So gelangten beispielsweise die Narzisse und der Granatapfel nach China, wo bereits 1000 v. Chr. in der Chou-Dynastie ausgedehnte Jagdparks und Gärten existierten, „in denen die Herrscher alle bekannten Tiere und Pflanzen sammelten“ (Keller 1994: 82).

Kaiser Wu-ti (140-89 v. Chr.) förderte Kanalbau, Feldbewässerung und neben Kleinindustrie und Handel auch den Bau großer Fernstraßen (vgl. ebd.). Der Herrscher selbst legte einen Jagdpark mit künstlichen Seen und Inseln an. Zwischen dem dritten und siebten Jahrhundert entstanden buddhistische Klöster mit Gärten nach dem Vorbild solcher Parks. Kleine und bescheidene Gärten am Haus wurden daraufhin zur Mode (vgl. ebd.).

2.4.5 Gärten in Europa

Der griechische Schriftsteller Xenophon (426-355 v. Chr.) berichtet in seinem Werk *Oikonomikos* von Gärten der Achämeniden, den „Parádeisoí“. Sie seien „von allen schönen und guten Dingen voll, welche die Erde hervorbringen mag“ (Koch 2000: 264). Xenophon selbst ließ einen Garten nach diesem Vorbild anlegen.

Griechische Gärten waren vor allem Nutzgärten. Der griechische Dichter Sophokles (496-406 v. Chr.) beschreibt in seiner Tragödie „Ödipus auf Kolones“ Gärten in der Umgebung Athens. Neben Gärten in den Peristylhöfen der Privathäuser gab es in Athen auch zwei öffentliche Gartenanlagen (vgl. Leps/Leps 1994: 44).

Pflanzen aus fernen Ländern wurden von Aristoteles und seinem Schüler Theophrastus (um 370-286 v. Chr.) klassifiziert. Theophrastus legte mit seinem Werk „Naturgeschichte der Gewächse“ die erste Systematik der Pflanzen und ihrer medizinischen Verwendung vor (vgl. Hobhouse/Harpur 2005: 56).

Römische Stadthäuser und Landsitze (Villen) wurden nach griechischem Vorbild mit ausgedehnten Kunstgärten umgeben. Diese Villengärten wurden mit künstliche Grotten, Wasserbecken und Brunnen versehen, deren Anlage einem Fachmann, dem „aquarius“, oblag. Öffentliche Parkanlagen wurden von Caesar (100 – 44 v. Chr.) und Augustus (63 v. Chr. – 14 n. Chr.) in Rom angelegt (vgl. Keller 1994: 28ff).

In den römischen Provinzen des heutigen Frankreich, Süd- und Westdeutschlands errichteten Militärs und Verwaltungsbeamte Landsitze mit Gartenanlagen. In diesen Gebieten wurden zahlreiche neue Kulturpflanzen und Techniken der Pflanzenanzucht eingeführt. Kenntnisse der Blumenkultur und der Gartengestaltung gingen hier allerdings nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches verloren (vgl.

Keller 1994: 35).

Laut dem römischen Schriftsteller Tacitus (58-120 n. Chr.) bemühten sich die Germanen nur wenig um die Abgrenzung von Grundstücken und die Anlage von Gärten (vgl. Leps/Leps 1994: 70). Am Ende der Völkerwanderung entwickelten die sesshaft gewordenen Stämme Felderwirtschaft und legten Gärten an. Bei diesen handelte es sich hauptsächlich um „mit Obstbäumen bepflanzte Grasplätze (Obstwiesen), die mit Pfahlzäunen oder Flechtzäunen aus Weidenruten umgeben wurden“ (ebd.). Bis zum Ende des Mittelalters waren Bürger- und Bauerngärten hauptsächlich Nutzgärten, in denen Gemüse und Obst gepflanzt wurde (vgl. ebd.: 72ff). Karl der Große erließ um 800 n. Chr. das „Capitulare“, wo er Gutsverwaltern und Amtsmännern vorschrieb, welche Kräuter sie in den Königsgütern anzubauen hatten. Diese Aufstellung umfasste ca. 60 Pflanzen, hauptsächlich italienischer und byzantinischer Herkunft. Das „Capitulare“ wurde auch in den Klöstern des Karolingerreiches verbreitet, dessen Mönchen diese Pflanzen durch das Studium antiker Quellen bereits bekannt waren (vgl. ebd.: 64). In mittelalterlichen Kloostergärten, die nach dem Vorbild antiker Peristylgärten angelegt waren, wurden sowohl Heilpflanzen als auch Nutzpflanzen kultiviert. Die Klöster fungierten als medizinische Versorgungszentren (vgl. Keller 1994: 45).

Auch mittelalterliche Burgen konnten über Gärten verfügen. Diese waren Orte der Geselligkeit und der „gesteigerten Lebensfreude“ (ebd.: 44). Der Burggarten bot eine Ergänzung zur Burgwohnung und wurde im Sommer zum „Wohnzimmer im Freien“ (ebd.). Hier „speiste und spielte man, badete und erfrischte sich im Brunnen, Bach oder Holzzuber. Er diente für Spiele und Feste“ (ebd.).

Als im späten Mittelalter die Städte an Bedeutung gewannen, legten Bürger vermehrt Gärten an, die sich am Ideal der höfischen Lebensart orientierten. Diese wurden zunächst innerhalb der Stadt am Wohnsitz angelegt. Handel und Handwerk brachten den Städten wirtschaftliche Blüte und Wohlstand. Aus Platzmangel wurden Gärten in der Folge vermehrt außerhalb der Stadt angelegt und bildeten hier einen grünen Ring. Diese Bürgergärten waren ursprünglich Nutzgärten und dienten der Versorgung. Als sich aber ein gewerblicher Gartenbau der stadtnahen Bevölkerung entwickelte, konnten die Bürger die Erträge aus den Gärten zurückstellen. Botanische Interessen begannen nun, eine Rolle zu spielen (vgl. ebd.: 45).

Zwischen dem 14. und 17. Jahrhundert wurden in mehreren europäischen Städten bedeutende Universitäten gegründet, die über botanische Gärten verfügten, z.B. Prag (1350), Erfurt (1525), Leipzig (1580), Padua (1545) und Paris (1597). Einige dieser Gärten entwickelten sich zu Sammelstätten für Pflanzen der neuen Welt und anderer erobelter Gebiete (vgl. Leps/Leps 1994:131).

Während in Deutschland aufgrund der agrarischen Struktur die Aristokratie auf dem Lande sesshaft war, war sie in Italien stärker der Stadt verbunden. Zur Zeit der Frührenaissance (1450-1503) entstanden im Umfeld italienischer Städte zahlreiche Herrnsitze (Paläste und Villen). Beschreibungen von Standort, Ausstattung und Anlage antiker Villengärten dienten als Vorbilder (vgl. Keller 1994: 48). Die Gestaltung dieser italienischen Villengärten wurde zum Vorbild für die Schlösser der französischen Renaissance. Von hier gingen Impulse für die Gartengestaltung der Aristokratie in anderen europäischen Ländern wie England, Deutschland, Holland oder Österreich aus.

2.5 Geschichtliche Entwicklung des Zier- und Nutzgartens in Wien

Im folgenden Kapitel wird auf die Entwicklung der Gärten in Wien hinsichtlich Gestaltung und Nutzung eingegangen.

2.5.1 Die Entwicklung der Vorstadt und ihrer Gärten

Als Wien 1533 Residenzstadt der Habsburger wurde, verdrängten die Palais der Adeligen nach und nach die bürgerlichen Häuser der Altstadt, des heutigen ersten Bezirks Wiens (vgl. Bobek/Liechtenberger 1978: 24). Die „Hofquartierspflicht“ verpflichtete die Bürger, Mitglieder des Hofstaates und der landesfürstlichen Behörden in ihren Häusern aufzunehmen (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 30). Infolge der Bautätigkeit wichen landwirtschaftliche Produktion und Gärten zunehmend aus dem Bereich der Altstadt (vgl. ebd.: 31). Zur Versorgung mit Nahrungsmitteln bebauten die Bürger nun außerhalb der Stadtmauern kleine Gärten (vgl. Förster 2006: 130f). Wohlhabende Bürger besaßen hier und im weiteren Umfeld Land-

güter und Gründe zur Sicherung der eigenen Versorgung (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 28). Außerhalb der Stadtmauern befanden sich auch die Sommerresidenzen der Habsburger, die Khatteburg (Schönbrunn), die Alte Favorita (Augarten) und die Neue Favorita (Theresianum) (vgl. Spiller 1991: 13).

Nach der zweiten Türkenbelagerung von 1683 kam es zu einer intensiven Bautätigkeit im Umfeld der Stadt. Bobek und Lichtenberger beschreiben diese Entwicklung: „Als glanzvolle Kaiserresidenz erlebte die Stadt in den anschließenden Dezenen politischer Machtentfaltung und wirtschaftlicher Blüte eine starke und kontinuierliche Bevölkerungsvermehrung und ihre große hochbarocke Bauperiode (1683 bis ca. 1770). In diesen neunzig Jahren kam es zu einer Verdoppelung der Einwohnerzahl, die von 80.000 auf mehr als 160.000 anstieg“ (Bobek/Lichtenberger 1978: 24). Wien verdankt diesen Jahrzehnten den Kranz seiner Vorstädte (vgl. ebd.: 25).

Adelige Bauherren, wie die Liechtensteins oder Harrachs, errichteten in der Vorstadt Prachtpalais und Sommerhäuser mit ausgedehnten barocken Gärten, möglichst nahe den höfischen Sommerresidenzen (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 34). Aber auch im unmittelbaren Umfeld der Stadt wurden von Adel und Großbürgertum zahlreiche repräsentative Bauwerke errichtet und dazugehörige Gärten angelegt (vgl. Hajós 2005: 442). Aufgrund der in großer Zahl vorhandenen Gartenanlagen spricht Geza Hajós von „Gartenstadt“ (ebd.).

Die Grenzen der Gerichtsbarkeit der Stadt Wien wurden erweitert, da das Kaiserhaus an Steuereinnahmen aus den Gebieten um Wien interessiert war. Es entwickelte sich in Zusammenhang mit der Bautätigkeit eine rege Bodenspekulation (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 34). Seit dem Jahre 1704 wurden die Wiener Vororte durch einen Erdwall, den Linienwall, geschützt. Dieser umfasste auch Äcker, Weingärten und unverbautes Gebiet für Truppenaufmärsche (vgl. ebd.). Der Linienwall entsprach etwa dem heutigen Wiener Gürtel, innerhalb dessen die Bezirke 1-9 liegen. An den Linientoren wurden seit 1705 Zölle und Maut eingehoben. Aus diesem Grund stiegen die Lebenshaltungskosten innerhalb des Walls (vgl. ebd.). Es entstanden die ersten mehrgeschossigen Mietobjekte. Auch außerhalb des Linienwalls entstanden erste Wohn- und Gewerbesiedlungen (vgl. Bobek/Lichtenberger 1978: 25).

In der nachfolgenden Periode des Manufakturzeitalters (1770-1840) setzte sich

das Wachstum der Stadt nachdrücklich fort (vgl. ebd.: 25f). Die Errichtung von Manufakturen wurde von Joseph II. gefördert, was die räumliche Stadtentwicklung in besonderem Maße prägte (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 36). Um die neu entstandenen Betriebe siedelten sich Arbeiter an. Durch die Aufhebung von Friedhöfen und Klöstern, die von Joseph II. im Jahre 1782 veranlasst wurde, konnte weiterer Raum geschaffen werden. Aufgrund der hohen Boden- und Arbeitskosten wanderten jedoch immer mehr Unternehmer ins Umland Wiens ab (vgl. Czeike 1995b: 150). Ein weiterer Zuzug von Arbeitskräften war die Folge (vgl. Czeike 1995c: 559).

Unter dem Eindruck der französischen Revolution wurde die rasche Bevölkerungsentwicklung außerhalb des Linienwalls vom Herrscherhaus mit Skepsis betrachtet. Ein Fabriksansiedelungsverbot sollte der Entwicklung der neuen gesellschaftlichen Schicht des Proletariats Einhalt gebieten, konnte aber gegen wirtschaftliche Interessen nicht aufrecht erhalten werden (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 37). In dem immer dichter werdenden Stadtgebiet wurden vermehrt Gärten des Adels der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Das gilt beispielsweise für den Prater – früher kaiserliches Jagdgebiet – im Jahre 1766. 1775 folgte der Augarten, später auch Schönbrunn (vgl. Czeike 1995a: 466).

Im Vormärz galt die Beschäftigung mit dem Garten, besonders mit der Botanik, als prestigeträchtige Tätigkeit, die es den Bürgern erlaubte mit dem Adel zu konkurrieren (vgl. Spiller 1991: 59). Obwohl das Bürgertum seine Wohnsitze mit immer größeren Gärten umgeben wollte, erforderte es das Bevölkerungswachstum zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dass die Gärten innerhalb des Linienwalls mehrstöckigen Wohngebäuden weichen mussten (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 44). Bis zur Jahrhundertmitte war das Gebiet zum größten Teil lückenlos verbaut und stark verdichtet. Bürgertum und Adel errichteten ihre Sommerwohnsitze nunmehr in den weniger verbauten Gebieten um Wien. Am Rand der Stadt wurden die Schlösser Bellevue, Cobenzl und Schloss Gallitzin errichtet (vgl. ebd.: 41).

Die Stadtverwaltung begann sich für die Anlage von Parks einzusetzen. Als erster öffentlicher Park wurde 1823 der Volksgarten eröffnet (vgl. Doblhammer 2002: 174). Die Befestigungsanlagen der Altstadt, die Basteien sowie das Glacis, das bis dahin als beliebter Aufenthaltsort für die Freizeit gegolten hatte, wurden 1857 ge-

schliffen (vgl. Czeike 1995a: 466). Mit der Ringstraße entstanden als Kompensation für das ehemalige Freizeit- und Erholungsgebiet am Glacis neue Freiflächen. Einige Weinbauorte im Umland Wiens entwickelten sich zu beliebten Sommerfrischen und Ausflugszielen (vgl. Czeike 1995c: 558f). Ab 1790 erschienen Wanderführer für das Wiener Umland, wo einige Adelige ihre Gärten öffentlich zugänglich gemacht hatten. Das Wandern in den ‚Wiener Gegenden‘, und das Entdecken von Naturschönheiten wurde zur beliebten Freizeitbeschäftigung (vgl. Spiller 1991: 24).

Bedingt durch die bauliche Verdichtung beiderseits des Linienwalls setzte eine intensive Spekulation mit Immobilien ein. Das Gemüseanbaugelände in der Rossau im heutigen 9. Bezirk wurde parzelliert und wich dem Wohnungsbau. Der Gemüseanbau zur Versorgung Wiens verlagerte sich durch die zunehmende Verbauung weiter an den Stadtrand (vgl. Peterson/Meindl 2005: 220). Einige Gärten im Bereich des heutigen 3. Bezirkes, wie etwa der Ziergarten des Belvederes, blieben jedoch bestehen.

Der Bevölkerungszuwachs und wirtschaftliche Interessen der Bauherren veranlassten die Stadt Wien zur Anpassung der Bauordnung. Die Innenhöfe der Gebäude wurden damit zunehmend kleiner, was weiter zu Lasten von Grünräumen ging (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 44). Die Gebiete innerhalb des Linienwalls wurden 1890 eingemeindet (vgl. Czeike 1995c: 559). Damit konnte erstmals eine einheitliche Stadtplanung für das gesamte Gebiet betrieben werden. Zwischen 1840 und 1918 wurden drei Viertel der Gebäude innerhalb des Linienwalls geschliffen und durch höhere Neubauten ersetzt (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 44). Aufgrund einer katastrophalen Wohnungsnot und überhöhten Mietzinsen wurden sozial schwächere Schichten in die Vororte abgedrängt, wo „eintönig gerasterte Neubauviertel mit wenig Grünflächen“ (ebd.) entstanden.

Die Entwicklung, die innerhalb des Linienwalls stattgefunden hatte, setzte sich nunmehr außerhalb des Linienwalls fort. Die in großer Zahl vorhandenen Gärten verschwanden zunehmend, die typischen langgezogenen Hausgartenparzellen wurden aufgelöst, mit Gassen durchbrochen und mit Baublöcken überzogen. Ländliche Strukturen wichen einer städtischen Bauweise (vgl. ebd.).

2.5.2 Der Wald- und Wiesengürtel

Im Zuge der fortschreitenden Verbauung verschwanden immer mehr Grünflächen im Stadtbereich. Als Ersatz dafür wurden neue Parks geschaffen, die der Bevölkerung unter den schwierigen Wohnverhältnissen Erholung verschaffen sollten. Die Idee eines zusammenhängenden Ringes von Grüngebieten in europäischen Städten, der von der Verbauung freizuhalten war, wurde erstmals in den 1850er Jahren von Gräfin Adelheid Dohna-Polinski vertreten (vgl. Machat 2005a: 475). So legte der Architekt Eugen Fassbender 1892 ein Konzept für einen grünen Ring innerhalb der Stadt Wien vor. Beide argumentierten mit dem Gesundheits- und Erholungsbedürfnis der unterprivilegierten Stadtbevölkerung (vgl. ebd.). 1905 wurde vom Wiener Gemeinderat beschlossen, im Außenbereich der Stadt einen solchen ringförmigen Bereich, den Wald- und Wiesengürtel, von Verbauung freizuhalten. Damit wurde der Bauspekulation im Randbereich der Stadt Einhalt geboten.

2.5.3 Gärten des Adels und des Großbürgertums

Die Gartengestaltung des europäischen Adels orientierte sich ab der Renaissance an Modeströmungen (vgl. Leps/Leps 1994: 125). Impulse gingen dabei besonders von Frankreich aus. So gilt der Schlossgarten von Versailles, der vom Gärtner André Le Notre im Auftrag von Ludwig XIV. angelegt wurde, als eines der größten Werke der Gartenkunst Europas (vgl. Kluckert/Bassler 2011: 186). Es war üblich, dass Gartenkünstler ihre Werke in mehreren Ländern vollbrachten. So wurden die Gartenanlagen von Schönbrunn, der Augarten und die Gärten des Palais Liechtenstein im heutigen 9. Bezirk im französischen Stil geplant und unter Mitarbeit französischer Gartenkünstler wie Jean Trehet verwirklicht.

Diese weitläufigen luxuriösen Anlagen dienten den Eigentümern zur Repräsentation. Ziel der Gestaltung des barocken Gartens war es, wie im Fall von Schönbrunn, die Herrlichkeit des Monarchen darzustellen (vgl. Spiller 1991: 15). Die symmetrische Gartenarchitektur Schönbrunns „galt als Abbild einer idealen Welt, in der der Fürst sein Reich beherrscht. . .“ (Brocza/Noggler/Stadelmann 2005: 452). Dies wurde mittels verschiedener Gestaltungselemente erreicht, etwa langgezogener Alleen, die als Sichtachsen auf entfernte Ziele hinwiesen (vgl. Auböck 1975: 33). Das Par-

terre, der große repräsentative Bereich des Gartens vor dem Schloss, war einem prächtigen Ballsaal nachempfunden. Der Boden wurde durch Beete in Form kunstvoller Ornamente gebildet, die ursprünglich nicht bepflanzt, sondern mit vielfarbigen Materialien wie Kies und Ton ausgelegt wurden (vgl. Hajósz 2005: 441).

Neben dem Parterre und seinen Alleen gab es viele andere Bereiche im Garten. Die höfischen Gärten des Barock sollten neben der Zurschaustellung der Macht des Besitzers auch gesellschaftlichen Zwecken dienen. Es gab hier „zur sinnlichen Er- götzung und musikalisch-künstlerischen Erhebung des Besitzers und seines Freun- deskreises Wasserspiele, Musik und Tanzaufführungen, Scheibenschießen und Bal- lette“ (Doppler 2002: 212). Wie in anderen herrschaftlichen Gärten auch, gab es in Schönbrunn Bereiche, die botanischen Besonderheiten gewidmet waren – Pflanzen, die von den ersten naturwissenschaftlichen Expeditionen mitgebracht worden waren (vgl. Auböck 1999: 190).

Im 1802 in Schönbrunn errichteten Tiroler Garten wurden volkskundliche Be- sonderheiten ausgestellt; er war von Beginn an als Freilichtmuseum konzipiert wor- den. Der Alpengarten sollte als botanischer Garten eine stilisierte Alpenlandschaft darstellen, ein Motiv, das sich noch heute in Hausgärten als Steingarten oder Alpi- num findet. Die Zurschaustellung von botanischen Besonderheiten war gemeinsam mit der künstlerischen Gestaltung einer Alpenlandschaft zu einem Gesamtkonzept vereint. Auf diesem Areal wurden später das Palmen- und Sonnenuhrhaus errichtet (Brocza/Nogler/Stadelmann 2005: 452).

Barocke Gärten waren Orte für die Veranstaltung aufwendiger Feiern, Auf- führungen und zur Vergnügung der höfischen Gesellschaft. Auch zur Jagd wurden Gärten wie der Prater oder das Neugebäude genutzt (vgl. Hajósz 2005: 441). Einige kaiserliche Gärten wie Schönbrunn, der Prater und der Augarten wurden seit der Aufklärung teilweise öffentlich zugänglich gemacht. So öffnete Joseph II. im Jahre 1766, dem Jahr seines Regierungsantrittes, den Prater. Dies zeigt laut Geza Ha- jósz einen Trend zur Liberalisierung (vgl. ebd.: 444). Die öffentlichen Gärten waren immer noch Orte des Vergnügens, wo sich verschiedene Bevölkerungsschichten be- gegnen konnten (vgl. Spiller 1991: 86).

Die Art der Gartengestaltung war eine Möglichkeit, politische Interessen dar- zustellen. So vollzog sich während der Aufklärung ein Wandel in der Gestaltung

vom barocken, symmetrischen Garten zum Landschaftsgarten (vgl. Berger 2002: 86). Dieser sollte im Gegensatz zum barocken Garten, der die Herrschaft des Menschen über die Natur darstellte, möglichst naturgetreu wirken. Er orientierte sich an der Landschaftsmalerei der Romantik. Es wurden Bilder aus diesem Genre gestalterisch umgesetzt (vgl. Hajósz 2002: 108). Statt streng symmetrischer Beete wurden natürliche Landschaften geschaffen. Man war bemüht, Baumgruppen nach dem Vorbild der Natur zu pflanzen. Durch die Gärten führten verschlungene Wege, die dem Spaziergänger immer wieder überraschende Ausblicke ermöglichen sollten (vgl. Rotenberg 1995: 68).

In diese neuen Gärten wurden Stilelemente früherer Perioden übernommen wie Grotten, Statuen, Brunnen und künstliche Ruinen. Einsiedeleien und Pavillons ergänzten sie. Als Beispiel für Gärten dieser Art können der sich heute im öffentlichen Besitz befindliche Schwarzenbergpark und der Pötzleinsdorfer Schlosspark genannt werden (vgl. ebd.).

Leichte Arbeit im Garten war durchaus angesehen. Die Beschäftigung mit der Gärtnerei galt in Adelskreisen als überaus vornehm. Hier ging es besonders um die Pflege und Züchtung besonderer Pflanzen, wie der Orange. Für diese war ein eigenes Gewächshaus, Orangerie genannt, nötig. Der Betrieb einer Orangerie, die im Winter beheizt wurde, war dementsprechend aufwendig. Die Orange als Repräsentationspflanze wurde im 19. Jahrhundert allerdings von der Palme als Symbolpflanze der Tropen abgelöst (vgl. Riedl-Dorn 2002: 134). Gärtnerische Tätigkeit galt auch deshalb als angesehen, weil sie nicht nur auf naturwissenschaftliche Kenntnisse, sondern auch auf finanzielles Vermögen hinwies (vgl. ebd.: 132f). Der Adel war es auch, der die Gartenkunst und Botanik förderte und für geeignete Ausbildungen für Gärtner sorgte.

Das aufstrebende Bürgertum kopierte die Gartengestaltung der adeligen Vorbilder, konnte aber aufgrund der vom Kaiser erlassenen Aufwandsgesetze, die Regelungen betreffend Baumschnitt, Pflanzenverwendung und den Bau von Gebäuden betrafen, den Garten nur auf bestimmte Weise gestalten (vgl. Rotenberg 2002: 152). Der bürgerliche Garten galt zur Zeit des Biedermeier als wichtiger gesellschaftlicher Raum. Die Gestaltung orientierte sich am Landschaftsgarten mit seinen geschwungenen Wegen. Beete wurden in runder, natürlicher Form angelegt (vgl. Spiller 1991:

40). Da immer mehr Bürger Reichtum erwirtschafteten, wurde die fachmännische Gartenkunst zunehmend nachgefragt, um die neu erworbenen Gärten standesgemäß zu gestalten.

Während vom Großbürgertum schon im 18. Jahrhundert Gärten und Parks angelegt wurden, entstand im Biedermeier ein neuer, bürgerlicher Gartenstil (vgl. ebd.: 24f). Voraussetzung dafür war die Entwicklung eines neuen Verständnisses von arbeitsfreier Zeit als Gegenpol zur Berufsarbeit. Diese Freizeit wurde als „Freiheit zum schöpferischen Tun“ (ebd.: 24) verstanden. Auch die Öffnung von Gärten und Parks für ein breites Publikum trug zur Entwicklung neuer Formen der Freizeitgestaltung bei. Seit dem Jahr 1860 gab es Pferdetramways, die vorwiegend für Ausflüge am Wochenende genutzt wurden (vgl. Eigner/Schneider/Doblhammer 2005: 42). Die Besucher aus Wien wurden in der Vorstadt in zahlreichen Gaststätten unterhalten, und auch in den zugänglich gemachten Gärten des Adels gab es diverse Attraktionen wie Feuerwerke und Kasperltheater (vgl. Spiller 1991: 87).

Im Garten des Biedermeier stand die Verbindung von Nutzen und Schönheit im Vordergrund. So schreibt Spiller: „die Verwendung als Lust- Küchen- oder Obstgarten ging fließend ineinander über“ (ebd.: 44). Die Beschäftigung mit Botanik und die Züchtung neuer Pflanzen war eine Möglichkeit, „mit dem Adel zu konkurrieren und ihn durch einen besonderen Reichtum an Arten oder an Einzelexemplaren von Pflanzen zu übertreffen. (...) Auch die Bemühungen um neue Züchtungen beschränkten sich nicht nur auf Blumen, sondern so prosaische Pflanzen wie Kürbisse, Erdäpfel oder Obstbäume wurden zum Experimentierfeld der bürgerlichen Gartenbesitzer“ (ebd.: 59).

Während des Biedermeier wurden Gärten zu bevorzugten Orten geselliger Zusammenkünfte. So öffnete etwa Carl Alexander von Hügel (1796-1870), ein privater Züchter von Orchideen, der in seinem Garten in Hietzing mehrere Glashäuser betrieb, seinen Garten an manchen Tagen für Besucher (vgl. ebd.: 50).

Die erste öffentliche Pflanzenausstellung in den Gewächshäusern des Fürsten Schwarzenberg, veranstaltet von Carl Alexander von Hügel, gab den Anstoß zur Gründung der k.k. Gartenbau-Gesellschaft im Jahre 1837. Regelmäßige öffentliche Ausstellungen gehörten zu ihren Aktivitäten. Spiller beschreibt diese kulturhistorisch höchst interessante Entwicklung: „Die Gartenbaugesellschaft blieb zunächst

auf einen kleinen elitären Kreis von Adeligen und Großbürgern beschränkt, ... “ (ebd.: 64). Nach der Märzrevolution von 1848 verlor die Gartenbau-Gesellschaft allerdings viele Mitglieder. Danach entwickelte sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „immer mehr zu einer Interessensvertretung der Handelsgärtner“ (ebd.: 69).

2.5.4 Das Cottageviertel in Währing

Da die Wohnverhältnisse innerhalb des Linienwalls immer beengter wurden, strebte das mit finanziellen Mitteln besser ausgestattete Bürgertum zusehends nach wohnlicher Verbesserung. Die städtischen Bürger entdeckten das Wohnmodell des englischen Landhauses (Cottage) für sich. Ganzjähriges Leben im Grünen wurde in der Großstadt nunmehr zum Wohnideal, es war Inbegriff des „gesunden, naturnahen Wohnens“ (Mayer 2005: 466) sowie Symbol einer neuen Lebensart. Durch die Verbindung von Haus und Garten sollte außerdem die dichte städtische Verbauung aufgelockert werden (vgl. Spiller 1991: 75).

Die Idee des Wohnens im Cottage wurde in vielen europäischen Städten verwirklicht. In Wien wurde sie unter anderem von dem Architekten Heinrich von Ferstel und von Rudolf von Eitelberger, Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, unterstützt, mit deren Hilfe 1872 der „Wiener Cottage-Verein“ gegründet wurde. Dessen Ziel war es, „angemessene, gesunde, zweckmäßige, gesundheitsfördernde und billige Wohnhäuser mit genügend Raum, Licht und Luft für den Mittelstand zu errichten“ (Mayer 2005: 467).

In der ersten Bauphase errichtete der Cottage-Verein in Währing an der Türken­schanze einfache Zweifamilienwohnhäuser. Seit 1884 wurden allerdings vorwiegend luxuriöse Villen im Neorenaissance- und Neobarock-Stil gebaut und die bestehenden Häuser von privaten Architekten entgegen der Vorgaben des Cottage-Vereins erweitert (vgl. ebd.). Die Grundstückspreise stiegen und das Leben wurde hier für den Mittelstand immer unerschwinglicher. Im Jahre 1905 umfasste die Cottageanlage 337 Einfamilienhäuser auf einer Fläche von 640.000 Quadratmetern, was einer durchschnittlichen Grundstücksgröße von 1.900 Quadratmetern entspricht (vgl. ebd.: 470).

Vom Cottage-Verein ging die Initiative zur Anlage des Türkenschanzparks in unmittelbarer Nähe aus. Es war die erste private Initiative zur Anlage eines Parks (vgl. Rotenberg 1995: 175). Zum Ankauf des Grundstückes stellte der Cottage-Verein die finanziellen Mittel bereit, und von öffentlicher Seite wurde ein Teil der Erhaltungskosten getragen (vgl. ebd.: 176). Kleinere Baugesellschaften initiieren in der Folge weitere Parks in Hietzing und Döbling (vgl. ebd.: 175). Der Türkenschanzpark wurde im Jahre 1888 im Zuge der Feierlichkeiten zum vierzigjährigen Thronjubiläum von Kaiser Franz Josef eröffnet. Bei dieser Gelegenheit stellte er die baldige Eingemeindung der Vororte in Aussicht, die im darauffolgenden Jahr tatsächlich stattfand (vgl. Czeike 1995c: 290).

Auch in anderen Vororten Wiens wie Kritzensdorf, Purkersdorf, Klosterneuburg, Baden und Bad Vöslau wurden ähnliche Baugesellschaften und Vereine tätig (vgl. Mayer 2005: 468). Die entstehenden Villen mit ihren Gärten waren allerdings dem Großbürgertum vorbehalten. Obwohl das Cottage zuerst dem Mittelstand bessere Wohnverhältnisse und ein Leben mit Garten ermöglichen sollte, blieb diese Art des Wohnens schließlich doch der Oberschicht vorbehalten.

2.5.5 Die Gartengestaltung im bürgerlichen Garten

Die Gärten wohlhabender Bürger im Stadtgebiet waren deutlich kleiner als die Gärten der Sommerresidenzen des Adels, die nun immer weiter außerhalb der anwachsenden Stadt im Wiener Umland gelegen waren. Gartengestaltung auf engem Raum zu betreiben gelang nicht immer. Die entstehenden Gärten gaben oft Anlass zu Kritik und sogar Spott. Die verschlungenen Wege der großen Landschaftsgärten und -parks am Stadtrand versuchte man zu kopieren und schuf damit „Brezelwege“ (Spiller 1991: 75). Die Gärten wurden zunehmend ähnlich. Ideen zur Gestaltung fand man in Büchern und Gartenmagazinen wie dem „Neuen Ideenmagazin zur Verschönerung der Gärten“, das von C. Menzel 1829 herausgegeben wurde (vgl. Rotenberg 1995: 117). Die Vielfalt an Stilelementen, die in englischen Landschaftsgärten vorkamen, wurde für den bürgerlichen Garten reduziert und vereinfacht (vgl. ebd.: 118).

Großartige Ausblicke in die ferne Landschaft waren auf den kleinen Grundstücken nicht zu verwirklichen. Die Idee des Landschaftsgartens, der im 19. Jahr-

hundert noch die beliebteste Gartenform war, wurde damit zumindest bei kleinen Gärten ad absurdum geführt. Auch die Tendenz, andere Gestaltungselemente aus den großen Anlagen im kleinen Stil umzusetzen, gab Anlass zur Kritik. So wurde etwa die Gestaltung von stark verkleinerten Alpengärten als geschmacklose Nachbildung empfunden.

Die Villen- und Cottagegärten waren Orte des familiären sowie des gesellschaftlichen Lebens – ähnlich wie zur Zeit des Biedermeier als das Familienleben im Garten ein beliebtes Motiv in der Kunst darstellte. So legte man auch jetzt auf Lauben, Pergolen, Terrassen und Brunnen, Gartenmöbel und Bänke Wert, um zu einem komfortablen Aufenthalt einzuladen. Auf Gemälden jener Zeit sind „liebliche Verhältnisse“ (Auböck 2002: 18) dargestellt, wie Picknicke im Freien. Der Garten erscheint hier als „private Idylle“ (ebd.).

In dieser Zeit wurde der Garten zunehmend als Spielort für Kinder wichtig (vgl. Doppler 2002: 213). Eigene gärtnerische Tätigkeit war – wie schon erwähnt – angesehen. Ein eigenes Gewächshaus zu betreiben zeugte von besonderer Kultiviertheit des Gartenbesitzers (vgl. Spiller 1991: 59).

2.5.6 Kleingärten und Siedlungen

Während Adel und wohlhabende Bürger auf die Verschlechterung der Lebensqualität in der Stadt mit dem Bau von Villen mit Gärten am Stadtrand, mit Sommerfrischen, Reisen und Kuraufhalten reagierten, wurde ab der Mitte des 19. Jahrhunderts immer klarer, dass Reformen notwendig waren, um die Lebensbedingungen der weniger begüterten Bevölkerung, des Kleinbürgertums und des neu entstehenden Industrieproletariats, zu verbessern (vgl. Machat 2005b: 488).

Diese soziale Frage wurde auch in anderen europäischen Großstädten, die mit der gleichen Problematik kämpften, diskutiert. Einer der sozialreformerischen Ansätze war die Gartenstadt. Diese geht auf Ebenezer Howards 1899 erschienenenes utopisches Stadtplanungskonzept „Garden City“ zurück. Basierend auf der Idee der Gründung von eigenständigen, genossenschaftlich organisierten Siedlungen im Umland der Stadt, sollten sich eigene Städte entwickeln (vgl. ebd.).

Die Idee, Menschen Gründe mit Garten zur Verfügung zu stellen, schien aber auch anderen Reformern ein geeignetes Mittel zu sein, die Lebensqualität in den Städten zu verbessern. In vielen deutschen Städten wurden daher am Stadtrand Areale zur Verfügung gestellt, deren einzelne Parzellen gepachtet werden konnten. Damit wurde der Idee des gepachteten Gartens, getrennt vom Wohnbereich in der Stadt, zum Durchbruch verholfen. Leberecht Migge, einer der wenigen deutschen Gartenarchitekten, die sich für die Idee des Kleingartens einsetzten, spricht 1913 von einer „neuen Gartenstadtbewegung“ (Migge 1913: 51), deren Ziel es sei, „den wohnungsverschlechternden Bodenwucher der Städte dadurch praktisch zu bekämpfen, daß sie auf wohlfeilem, unveräußerlichem Gelände Gartensiedlungen für Minderbemittelte errichtet und eine Wertsteigerung dauernd ausschließt“ (ebd.). Die Vergabe von Pachtgründen sollte damit der Spekulation mit Grundstücken Einhalt gebieten.

Die Wiener Stadtregierung stand dieser Idee des gepachteten Kleingartens lange Zeit ablehnend gegenüber, da Eingriffe in den Bodenmarkt für schädlich gehalten wurden und das Wiener Umland infrastrukturell vernachlässigt war. Die ersten Schrebergärtner in der Umgebung Wiens – in Purkersdorf – waren die Mitglieder des Ersten Österreichischen Naturheilvereins. Es handelte sich um Vegetarier. Sie versuchten, in ihrer Schrebergartenkolonie „Heimgarten“ ein alternatives Lebensmodell umzusetzen (vgl. Machat 2005b: 491).

Florian Berndl, der eine Insel in der Alten Donau für naturheilkundliche Anwendungen gepachtet hatte, gilt als Erfinder des Freibades Gänsehäufel, das hier später gegründet wurde (vgl. Heintschel/Machat 2005: 524). Er kaufte, als sein Pachtvertrag nicht verlängert wurde, einen an der Donau gelegenen Acker, parzellierte diesen und vergab die Gründe zur Errichtung kleiner Gärten. Hier entstand die erste Wiener Schrebergartenkolonie „Neu Brasilien“. An der Gründung waren Eisen- und Straßenbahner sowie Post- und E-Werksbedienstete beteiligt. 1912 wurde hier der „Erste Wiener Lust- und Nutzgartenverein“ gegründet (vgl. Machat 2005b: 491).

Neben den Vereinen gab es aber auch wilde Landnahmen, bei denen sich Menschen in Randbereichen der Stadt, an den Hängen des Wienerwaldes oder in der Lobau, Land aneigneten (vgl. ebd.: 489). Diese illegalen Landnahmen waren mit ein Grund für die spätere Unterstützung der Kleingartenidee durch die Stadt Wien, denn die Villenbesitzer an den Rändern der Stadt beschwerten sich über diese

Nachbarn und wollten das Nächtigungsverbot durchgesetzt sehen (vgl. ebd.).

Während in deutschen Städten längst Gartensiedlungen am Stadtrand entstanden waren, war es in Wien der erste Weltkrieg mit seiner dramatischen Versorgungsknappheit, der die Zustimmung von öffentlicher Seite für die Freigabe von Pachtgründen ermöglichte (vgl. ebd.). Kleingartenkolonien entstanden in der Folge im gesamten Stadtgebiet, teils in Absprache mit der Stadt, teils aufgrund von spontaner Aneignung. Aufgrund der Notlage während des Krieges vergab die Stadt unverbaute Flächen als „Kriegsgemüseärten“, und auch private Grundbesitzer wurden angehalten, Boden für den Anbau von Erdäpfeln und anderem Gemüse zur Verfügung zu stellen (vgl. ebd.: 490f).

Nach dem Krieg eigneten sich heimkehrende Soldaten und Arbeitslose als „wilde Siedler“ Flächen im Wald- und Wiesengürtel an, da der Wohnungsbau zum Stillstand gekommen war. So breitete sich in der Zwischenkriegszeit ein ungeordneter Ring von Siedlungen um die Stadt aus (vgl. Novy 2012: 130). Novy schreibt dazu: „1918 wurden schon 6,5 Millionen Quadratmeter bewirtschaftet, von 30.000 Familien“ (ebd.). Einige Kleingärtner errichteten auf den Gartengründen kleine Wohnhäuser. In der Folge wurden Vereine gegründet, die zum Ziel hatten, den Bau von Siedlungen zu organisieren sowie der Forderung an die Politik zur Überlassung von Grundstücken zum Siedlungsbau Nachdruck zu verleihen (vgl. ebd.). Der im gleichen Jahr gegründete „Verband der Schrebergartenvereine Österreichs“ forderte eine Verbindung der Gärten mit der Wohnungsfrage. Wohnen auf diesen Gründen durch die Errichtung von Einfamilienhäusern sollte erlaubt und gefördert werden. In diesem Sinne sollte Wien durch Gründung von Einfamilienhaussiedlungen zu einer „zukünftigen Gartenstadt“ (Machat 2005b: 492) werden.

Es wurden Siedler- und Wohnbaugenossenschaften gegründet (vgl. Novy 2012: 133). Klaus Novy spricht in diesem Zusammenhang von „Selbsthilfebewegung ‚von unten‘“ (ebd.: 128). Da die Situation der Nachkriegsjahre durch Wohnungsnot, Einbruch der Bauwirtschaft, Nahrungsmittelknappheit und Arbeitslosigkeit geprägt war, kam die Stadt diesem Ansuchen entgegen. Die Siedlungsgemeinschaften strebten ein Wohnmodell mit Garten und Kleintierzucht an. Die Siedlung sollte zusätzlich zur Eigenversorgung auch für den Markt produzieren (vgl. Machat 2005b: 493).

In der Siedlung „Neustraßacker“ im heutigen 22. Bezirk, die zwischen 1924 und

1926 von der Baugenossenschaft „Aus eigener Kraft“ erbaut wurde, gab es 160 Reihenhäuser mit Kleintierställen und Gemüsegärten (vgl. ebd.). Siedler mussten einen Teil der Baukosten durch eigene Arbeitsleistung und Geldmittel selbst aufbringen. Diese Arbeit des Siedlungsbaus wurde oft in der verfügbaren Freizeit geleistet (vgl. Novy 2012: 130). Da für eine funktionierende Überschussproduktion allerdings größere Flächen notwendig waren, blieben organisierte Wirtschaftssiedlungen mangels ausreichender finanzieller Mittel in der Minderheit (vgl. Machat 2005b: 493). Als sich die Versorgungslage in der Stadt besserte schwand außerdem die Motivation der Siedler zur Selbstversorgung (vgl. ebd.).

Otto Neurath, ein Wiener Ökonom und Soziologe, konnte die Interessen der Vereine in dem 1921 gegründeten Verband für Siedlungs- und Kleingartenwesen bündeln. Das Wiener Siedlungsamt wurde ebenfalls 1921 gegründet und von Hans Kampffmayer, der zuvor die deutsche Gartenstadtbewegung geführt hatte, geleitet. Machat setzt sich damit auseinander und schreibt dazu: „1922 zählte man bereits 50.000 Kleingarten-Vereinsmitglieder, die in 230 Vereinigungen organisiert waren“ (ebd.).

Dank dem Geschick Neuraths setzten sich namhafte Wiener Architekten wie Peter Behrens und Adolf Loos sowie sozialdemokratische Politiker für die Interessen der Siedler ein. Die Wiener Siedlerbewegung entwickelte sich in enger Verbindung zur sozialdemokratischen Politik (vgl. Novy 2012: 131). Diese Verbindung führte zu der Entstehung von „großen, als Einheit konzipierten Genossenschaftssiedlungen mit weitgehend sozialreformerischen Zielsetzungen“ (ebd.). Neben dem Siedlungsbau stand als eine weitere Wohnform der Bau von „urbanen Großwohneinheiten“ (ebd.: 132) zur Diskussion.

Otto Neurath als Anhänger der Flachbauweise hielt Wohnen mit Garten für die beste Form des Wohnens. Innerhalb der sozialdemokratischen Fraktion setzten sich in der Auseinandersetzung um die Hoch- oder Flachbauweise in der Stadt allerdings die Befürworter der ersteren durch, nachdem sich die wirtschaftliche Lage 1924 neuerlich verschlechtert hatte. Trotzdem hatte der Siedlungsbau nachhaltige Auswirkung, denn „Bis zum Ende des Jahres 1927 hatten die Siedler mit kommunaler Hilfe 3.200 Wohnhäuser errichtet“ (Machat 2005b: 494).

Während der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren wurden wieder – zeit-

lich begrenzt – „Notstandsgärten“ an Arbeitslose, Kurzarbeiter und Rentner vergeben (vgl. Lattinger 2004: 25). Damit wurde der Gedanke des Siedlungsbaus abermals aufgegriffen. 1937 betrug die Anzahl der Stadtrandsiedlungen 1.400 Anlagen. Die Kleingärten wurden in eine neue Form der Wohnbaupolitik einbezogen. Gartenparzellen wurden nunmehr mit Infrastrukturaufschlüsselungen für den Bau eines Einfamilienhauses vergeben. Diese neu angelegten Schrebergartenkolonien wurden als „werdende Siedlungen“ bezeichnet, die schließlich ein zusammenhängendes Ganzes bilden sollten (vgl. Machat 2005b: 495).

Nach dem zweiten Weltkrieg entstanden aufgrund der Wohnungsnot weitere wilde Siedlungen, oft in Gebieten ohne infrastrukturelle Aufschlüsselung wie der Lobau. Die Situation besserte sich erst ab den 1950er Jahren. Von Seiten der Stadtplanung wurden wilde Siedlungen zum Teil aufgelassen, andernorts auch nachträglich legalisiert und infrastrukturell aufgeschlossen. Einige Kleingartensiedlungen mussten in weiterer Folge dem sozialen Wohnbau, dem Straßenbau und anderen Projekten der Stadtentwicklung weichen. Der Ausbau von Häusern zum Dauerwohnsitz in Kleingärten wurde 1959 durch Änderungen im Kleingartengesetz erschwert (vgl. Förster 2006: 146).

Kleingärtner hatten schon 1923 mit einer öffentlichen Leistungsschau auf ihre Produktivität aufmerksam gemacht (vgl. Lattinger 2004: 21). Ab den 1950er Jahren trat der Aspekt der Selbstversorgung in den Hintergrund. Von Seiten der Gemeinde Wien wird der Kleingarten zunehmend als Ort der Freizeitbeschäftigung verstanden. Während des Wiederaufbaus nach dem zweiten Weltkrieg ging die Zahl der Kleingärten durch stadtplanerische Eingriffe von fast 47.000 auf 34.000 zurück. In den 1980er Jahren kam es zu einer Renaissance des Kleingartens. 2000 neue Anlagen wurden von der Stadt Wien in Zusammenarbeit mit der Zentralsparkasse und der Kommerzbank Wien zur Verfügung gestellt. Der Stadtentwicklungsplan 1984 der Gemeinde Wien weist auf die Wichtigkeit von Kleingärten für die in dicht verbautem Gebiet lebende Bevölkerung als einen Ort der Freizeitbeschäftigung und Erholung, weniger als Nutzgarten, hin. Der Kleingarten soll nach wie vor für sozial schwächere Personen erhalten bleiben und neue Gärten entstehen (vgl. Förster 2006: 147f).

Aus der Sicht der Landschaftsplanerin Kirsten Förster entspricht der Kleingarten als Ort der Freizeit dem Leitbild der Gemeinde Wien, das eine „Funktions-

trennung von Erwerbsarbeit, Wohnen und Freizeit vorsieht“ (ebd.: 146). Sie sieht die Gartenarbeit – auch in Form von Obst- und Gemüseanbau – als Freizeitbeschäftigung. Seit 1992 ist das Wohnen im Kleingarten ganzjährig erlaubt, wenn vorgeschriebenen Auflagen (entsprechende Wasserleitungen, Kanalanschluss) erfüllt werden. Dadurch wurde die Umwandlung der Kleingartenanlagen zu Einfamilienhaussiedlungen unterstützt und letztlich auch gefördert (vgl. ebd.: 119).

2.5.7 Gartengestaltung im 20. Jahrhundert

Während die Ziergärten des Adels von „Gartenkünstlern“ (Koszteczyk 2007: 130) angelegt wurden und aufgrund ihrer Lage in wenig verbautem Gebiet den Charakter von Parkanlagen haben konnten, waren Cottagegärten in der Stadt, wie bereits erwähnt, nach dem Vorbild adeliger Gärten angelegt. Im Gegensatz zu den Adelsgärten wurde diese Art der Gestaltung von Fachleuten mehrfach als unpassend bezeichnet (vgl. Berger 2008: 49). Im Jahre 1904 beschreibt Joseph August Lux in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Hohe Warte“ eine solche Gartengestaltung: „Die winzige Verkleinerung einer so genannten freien Landschaft, daher die Bezeichnung ‚Landschaftsgarten‘, Irrwege in der Breite eines halben Meters, Rasenwege in Brezelform, eine papierene Anlage ohne den irgendwie erkenntlichen Versuch einen organischen Gedanken auszudrücken“ (ebd.: 53).

Der Gartenarchitekt Eugen Titus Wotzy kritisierte im Jahre 1908 die „fachliche Trennung zwischen Gärtnerschaft und Architektenschaft“ (ebd.: 55). Gärtner würden vorrangig die obsolet gewordenen verkleinerten Landschaftsgärten gestalten, Architekten fehle das gärtnerische Fachwissen, weswegen sie den Garten anstelle von Pflanzen mit anderwertigen Materialien gestalten würden.

In der oben dargestellten Geschichte des Siedlungsbaues zeigte sich, dass das Modell des Wohnens mit Garten in der Stadt, das dem Cottage-Garten zugrunde liegt, nunmehr auch breiteren Schichten der Bevölkerung zugänglich gemacht wurde. Mit der zunehmenden Umwandlung von einfachen Gartenparzellen zu Dauerwohnsitzen im Verlauf des 20. Jahrhunderts wurde der Ziergarten bedeutsamer.

Deutlich formulierte der Bauingenieur und Schriftsteller Karl Maria Grimme im Jahre 1929 die Forderung nach einem Wohngarten. Dieser sollte einzelne Räume

aufweisen, die durch Baumgruppen, bewachsene Lattenwände oder Hecken voneinander getrennt sind (vgl. Grimme 1929: 60f). Dabei sollte der Hausgarten als bequemer Aufenthaltsort und erweiterte Wohnstube dienen, in der der Gartenbesitzer seine Freizeit verbringen kann (vgl. Berger 2008: 55).

Ähnlich wie das Bürgertum im 19. Jahrhundert die Gärten des Adels kopierte so wurden im Ziergarten des 20. Jahrhunderts Gestaltungselemente der Ziergärten des Großbürgertums für den Klein- und Hausgarten aufgegriffen. Der Zierrasen beispielsweise, der den Hausgarten seit den 1950er Jahren prägt, findet sich bereits in den Lustgärten des Mittelalters, den Landschaftsgärten der Aufklärung und den Cottagegärten des 19. Jahrhunderts (vgl. Leps/Leps 1994: 84). Die eigene gärtnerische Gestaltung der Gärten steht jedoch bei dem Kleingarten, im Gegensatz zu jener der Cottagegärten, im Vordergrund.

In dem 1930 von den Gartenarchitekten Wilhelm Hartwich und Wilhelm Vietsch herausgegebenen Werk „Vom neuen Garten“ wird auf die Bedeutung des Gartens für die Erhaltung der Gesundheit und Jugend des Gartenbesitzers hingewiesen. Praktische Hinweise zur Arbeit im Garten enthält das vom Obergärtner Anton Eipeldauer verfasste und zwischen 1924 und 1948 in sechs Auflagen erschienene Handbuch „Schreber- und Hausgartenkultur. Anlage und Pflege eines Gemüse-, Obst- und Ziergartens“ (vgl. Berger 2008: 66).

In den 1960er und 1970er Jahren wurden Gartenschauen in Wien veranstaltet, auf denen Staudengärtnereien, Baumschulen und ausführendes Gewerbe ihre Leistungen zeigten. Hier konnte sich der Gartenfreund informieren. Zahlreiche Bücher für den Laien sowie Zeitschriften standen als Anregung und Hilfe für das Gärtnern als Hobby zur Verfügung (vgl. Wien.gv.at). In Zusammenhang mit der zunehmenden Popularität des Gartens und der Gartenarbeit als Freizeitbeschäftigung entwickelten sich auch die Sortimente der Baumschulen und Gärtnereien immer weiter.

2.5.8 Der Naturgarten der 1970er Jahre und seine Vorläufer

Während der 1970er Jahre kam im Zuge der ‚Öko-Bewegung‘ der Naturgarten in Mode. Es erschienen zahlreiche Bücher über die Anlage von Naturgärten. Das Wort ‚Naturgarten‘ selbst war schon im 19. Jahrhundert für den englischen Landschafts-

garten verwendet worden. Bei diesem diente die natürliche Landschaft als Vorbild für die Gestaltung des Gartens (vgl. Hajósz 2005: 443f).

Die Landschaftsarchitektin Anja Löbbecke unterscheidet zwischen mehreren Phasen in der Entwicklung des Naturgartens im 20. Jahrhundert (vgl. Löbbecke 2011: 50f). Sie beschreibt die erste Form der Entwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Jacobus Peter Thiesse und Eli Hermans, zwei niederländische Pioniere des Naturschutzes, Gärten anlegten, die Landschaftsausschnitte en miniature darstellten (vgl. ebd.: 51f). Es wurden etwa Heiden oder Dünen dargestellt. Die Gestaltung orientierte sich an der jungen Wissenschaft der Ökologie. Die Gärten sollten Kindern und Erwachsenen die Zusammenhänge der niederländischen Landschaft vor Augen führen (vgl. ebd.: 52).

Löbbecke sieht Naturgärten primär als Gestaltungsform, die von Laien bevorzugt wird, während sich die deutschen Gartenarchitekten im 20. Jahrhundert von den Naturgärten abgrenzten. In Österreich erfuhr der Naturgarten erst in den 1970er Jahren durch die Dach- und Fassadenbegrünungen des Wiener Künstlers Friedensreich Hundertwasser Popularität (vgl. ebd.: 54).

In einer weiteren Phase der Entwicklung der Naturgärten wurde die Abkehr von Giften und anorganischen Düngern im Garten gefordert. Urs Schwarz, ein Schweizer Kantonsschullehrer, legte in seinem 1980 erschienen Buch „Der Naturgarten“ unter anderem diese Forderung der Gestaltung von Naturgärten zugrunde (vgl. ebd.: 53f).

Der private Garten sollte als Naturgarten auch eine Ausgleichsfläche für jene ursprünglich ‚natürlichen‘ Flächen bieten, die durch das Stadtwachstum verloren gegangen waren. Er sollte eine ökologische Funktion als Lebensraum für heimische Tier- und Pflanzenarten bieten. Die Verwendung von Pflanzen aus „anderen Landesgegenden oder dem Ausland“ (Schwarz 1980: 12) kommt für Schwarz aus diesem Grund nicht in Frage. Biotop, also naturnahe Teiche im Garten, Blumenwiesen statt eintöniger Rasenflächen und Hecken aus heimischen Sträuchern sollen Bestandteile eines derartigen Gartens sein.

Reinhard Witt, Gründungsmitglied des deutschen Naturschutzvereines und Autor zahlreicher Bücher betreffend Naturgarten, vertritt in seinem 2001 erschienenen Werk „Der Naturgarten“ die Auffassung, dass im diesem nicht nur heimische Pflan-

zen wachsen dürfen (vgl. Witt 2001: 21). Auch stärkere Eingriffe, wie das Einbringen eines verbesserten Bodens und Gartengestaltungselemente wie Mauern und Sitzplätze, bezeichnet er als Bestandteile eines Naturgartens. Nach Löbbecke steht bei dieser Form des Naturgartens, die relativ spät entstanden ist, das Erleben der Naturschönheit im Vordergrund. Der Mensch fördere die Natur im Garten nicht um ihrer selbst Willen, sondern um sich etwas Gutes zu tun (vgl. Löbbecke 2011: 56). Nicht nur private Gärten, sondern auch öffentliche Flächen wie Schulhöfe, Verkehrs- und Industriegrün und andere Freiräume sollen nach Witt derartig gestaltet werden (vgl. Witt 2001: 194).

Karl Ploberger, Wiener Autor und Moderator der TV- Sendung „Natur im Garten“ sieht den Naturgarten als einen, der besonders wenig Pflege benötigt. In seinem Buch „Der Garten für intelligente Faule“ (Ploberger 2000) beschreibt er, wie man einen Garten anlegen kann, wenn man nur wenig Lust auf Arbeit hat. Statt eines Zierrasens wird z.B., wie bei Schwarz (1980), die Anlage einer Blumenwiese zur Arbeitserleichterung empfohlen.

3 Empirische Vorgangsweise und Forschungsergebnisse

Im Folgenden werden die einzelnen methodischen Schritte zur Beantwortung der gestellten Forschungsfrage erläutert. Diese beinhalten

- die Gründe für die Wahl eines qualitativen Zugangs,
- den Stellenwert der Beobachtung in der Kultur- und Sozialanthropologie,
- die Erläuterungen zur Form des gewählten qualitativen Interviews und
- die Datenaufzeichnung und Datenauswertung.

Im nächsten Schritt wird die konkrete Umsetzung des Forschungsprojektes durch

- die Vorstellung der 11 Interviewpartner /-innen,

- die Beschreibung des beobachteten Umfeldes,
- die Erhebung und Aufbereitung des Forschungsmaterials,
- die Auswertung des Datenmaterials sowie
- die Zusammenfassung der Ergebnisse zur Beantwortung der Forschungsfrage

beschrieben.

3.1 Methodik des Forschungsverlaufs

Die methodische Vorgangsweise orientierte sich an den nachstehend angeführten wissenschaftlichen Kriterien qualitativer Sozialforschung.

3.1.1 Die Postulate qualitativer Sozialforschung

Für das vorliegende Forschungsvorhaben wurde im Sinne einer ethnologischen Vorgangsweise ein qualitativ orientiertes Erhebungsverfahren gewählt. Quantitative Methoden und damit einhergehend die Erstellung von vorstrukturierten Fragebögen, die zur Befragung einer Stichprobe statistische Ergebnisse liefern würden, wären zur Beantwortung der Forschungsfrage ungeeignet. Wie Lamnek feststellt: „... kann das Ziel nicht die Herstellung einer Objektivität im naturwissenschaftlichen Sinne sein, da es hierzu einer Position außerhalb von Kultur, Gesellschaft und Geschichte bedürfte. Es genügt also nicht, das Auftreten von Phänomenen festzustellen; zusätzlich bedarf es der Erforschung der diesen Phänomenen von den handelnden Menschen zugrunde gelegten Bedeutungen, d.h. des (im wesentlichen subjektiven) ‚gemeinten Sinns‘, wofür die Selbstaussagen der Untersuchten entscheidend sind“ (Lamnek 1993: 40).

Mayring beschreibt fünf Postulate als theoretische Voraussetzungen des „qualitativen Denkens“ (Mayring 1999: 9). Das erste Postulat erfordert die „Orientierung am Subjekt“ (ebd.: 13). Damit soll gewährleistet sein – wie bereits betont – dass den Interviewpersonen breiter Raum zur Selbstinterpretation und subjektiven Deutungen gelassen wird. Insbesondere für die hier gestellten Fragen muss mit sehr un-

terschiedlichen Äußerungen je nach lebensweltlichen Bedingungen und Erfahrungen gerechnet werden.

Postulat Nr. 2 erfordert eine „sorgfältige Deskription“ (ebd.) der einzelnen Subjekte, denen mit dem „Prinzip der Offenheit“ (Hoffmann-Riem 1980: 343) entgegengetreten werden soll. Dazu müssen „ . . . die dabei eingesetzten methodischen Schritte (. . .) expliziert, dokumentiert werden und nach begründeten Regeln ablaufen“ (Mayring 1999: 13f). Das genannte „Prinzip der Offenheit“ bedeutet, dass im Laufe der Untersuchung von Erforschten eingebrachte, vom Forscher zunächst nicht intendierte aber aufschlussreiche Aspekte, in den Verwertungsprozess des Interviewmaterials einfließen (vgl. Mayring 1999 :16; Lamnek 1993 : 22; Hoffmann-Riem 1980 : 343). Bei dem hier zu erhebenden Forschungsmaterial wird mit sehr unterschiedlichen und auch unvermuteten Äußerungen gerechnet. Auch aus diesem Grund scheint die Deskription der Subjekte und deren Umfeld unterstützend für das Verständnis ihrer Äußerungen zu sein.

Das Postulat 3 ist jenes „der Interpretation“. Dem zugrunde liegt die kommunikative Interaktion zwischen Forscher und Beforschten sowie das in den Forschungsprozess einfließende Vorverständnis des Forschers. „Eine Unabhängigkeit zwischen dem Forscher und seinen Daten – und das heißt zwischen ihm und den Untersuchten als den Produzenten dieser Daten – gibt es jedenfalls nicht, wie dies eine naturwissenschaftlich orientierte Methodologie nach Meinung qualitativer Sozialforscher gerne unterstellt, denn schon die Datengewinnung sei eine kommunikative Leistung“ (Lamnek 1993: 23).

Postulat 4 fordert die Untersuchung der Forschungssubjekte möglichst in ihrer natürlichen Lebensumgebung (vgl. Girtler 1984: 151). Es konnte angenommen werden, dass insbesondere den hier gestellten Fragen bezüglich Garten und Natur im persönlichen Lebensumfeld breiter Raum gegeben wird, intensivere Auseinandersetzungen und Reflexionen damit einhergehen und folgend mit einem umfangreicheren, die unmittelbare Lebenssituation mit einbeziehenden Datenmaterial zu rechnen sei.

Postulat 5 ist jenes der „schrittweisen Verallgemeinerung“ (Mayring 1999: 14) durch klare Argumentation und ausführliche Begründung der Forschungsergebnisse. Die Forschungsergebnisse sollen Gültigkeit für die vorliegende Untersuchung erlangen. Sie sind „mit subjektiven Bedeutungen behaftet“ (ebd.: 12) und damit nicht

schlechthin verallgemeinerbar. Aufgrund der geringen Fallzahl muss auf die gründliche Erläuterung der Forschungsergebnisse und ihrer Interpretation Bedacht genommen werden (vgl. ebd.: 12f).

3.1.2 Die Beobachtung im qualitativen Forschungsprozess

Die Postulate der qualitativen Sozialforschung beschreiben einen kommunikativen Vorgang auf Basis einer intensiven Beziehung zwischen Forscher und Beforschten. Diese kommunikative Beziehung schließt die Beobachtung des lebensweltlichen Umfeldes der beforschten Subjekte durch den Forscher mit ein. Beobachtungen beruhen somit nicht auf direkter Auskunft sind aber dennoch wesentlicher Bestandteil zum Verständnis der Forschungssubjekte und der Nachvollziehbarkeit ihrer Aussagen. Insofern spricht Legewie von einem „Feldforschungsaspekt“ (Legewie 1995: 189), der jedem qualitativen Forschungsgespräch inhärent ist.

3.1.3 Das Interview als Erhebungsform

Für dieses Forschungsvorhaben wurde das qualitative Interview unter Berücksichtigung der oben erwähnten Vorgaben als wichtigste Methode gewählt. Das Interview ermöglicht es, offene Fragen zu stellen, ja ein Gespräch zu führen und ist besonders in Bezug auf die Beantwortung durch die Gesprächspartner /-innen offen, d.h. ohne vorgegebene Antwortkategorien (vgl. Mayring 1999: 49). Innerhalb der qualitativen Sozialforschung kommen unterschiedliche Interviewtechniken zur Anwendung. Diese Arbeit greift auf die Form des problemzentrierten und des narrativen Interviews zurück, die sich durch den Grad der Strukturierung unterscheiden.

Die hier gestellten Fragen bezogen sich auf zwei Hauptthemen, die aufeinander folgend als zwei Teile innerhalb eines Gesprächs erhoben wurden. Das erste betraf die Bedeutung des eigenen Gartens für die Besitzer /-innen und wurde in Form der halbstrukturierten, problemzentrierten Befragung geführt. Damit wurde bezweckt, vorher formulierte Fragen zu Themenkomplexen in Form eines Leitfadens vorzugeben bzw. im Verlauf des Gespräches darauf zurückzukommen (siehe hierzu Flick 1995: 158). Obwohl diese Interviewtechnik auf eine bestimmte vorher erarbeitete Problemstellung zentriert ist, soll den Gesprächspartnern /-innen die Möglichkeit

erhalten bleiben, als wesentlich erachtete Informationen einzubringen.

Das zweite Thema betreffend die persönliche Naturvorstellung sollte in Form eines narrativen Interviews geführt und so die Befragten möglichst ohne Unterbrechung zu Wort kommen lassen. Der Forscher ermuntert bei dieser Erhebungsform die Interviewpartner /-innen zum freien Erzählen zur vorher bestimmten Thematik, um auf diese Weise die subjektive Bedeutung zu ergründen (vgl. Mayring 1999: 54). Für die Materialerhebung kamen somit sowohl das halbstrukturierte, problemzentrierte Leitfadenterview als auch das narrative Interview zur Anwendung.

3.1.4 Datenaufzeichnung und Datenauswertung

Für die Datenaufzeichnung wird die Aufnahme auf Tonband empfohlen. Auch wenn diese Form des Festhaltens des Gespräches mitunter unangenehm zu sein scheint, stellt Lamnek fest, dass im Laufe des Gesprächs meist ein Gewöhnungseffekt eintritt und technischen Aufzeichnungsformen folglich keine weitere Beachtung mehr geschenkt wird (vgl. Lamnek 1995: 97). Das so festgehaltene Datenmaterial wurde anschließend transkribiert.

Die Auswertungstechnik orientierte sich an den Vorgaben der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Mayring 1999: 91ff) und zwar in Form der „Strukturierung“. Aus den vorliegenden Transkripten wurden die in allen Gesprächen am häufigsten thematisierten Bereiche zu Kategorien zusammengefasst und das Material auf diese Weise schrittweise analysiert (vgl. ebd.: 94f).

Als Grundlage qualitativer Textinterpretation und nach W. Dilthey schlechthin als zentrale Methode der Geisteswissenschaften gilt die Hermeneutik – die Erfassung eines Textes durch Verstehen des in ihm enthaltenen Sinnes (vgl. Kleining 1995: 17). Das Verstehen der subjektiven Bedeutungszuschreibung stellt so die Grundlage für die Interpretation dar (vgl. Mayring 1999: 5). Die Beschreibung der Gärten und die aufmerksame Beobachtung des Interaktionsgeschehens, die in Form von Notizen festgehalten wurden, waren für das Verstehen der Interviewpartner /-innen hilfreich.

Die Umsetzung des Forschungsvorhabens orientiert sich an diesen Vorgaben. Nach Vorstellung der Gesprächspartner /-innen und Beschreibung der Gärten er-

folgt die kommentierte Auswertung des Datenmaterials zur Bedeutung des Gartens und der Naturvorstellungen. Am Ende jedes der beiden Abschnitte wird eine zusammenfassende Darstellung als Vorstufe zu einer Verallgemeinerung vorgenommen. Im letzten Abschnitt 3.2.7 werden sowohl die Ergebnisse aus dem Kapitel Bedeutung des Gartens 3.2.3 / 3.2.4 und dem Kapitel Naturvorstellungen 3.2.5 / 3.2.6 zusammengefasst, um die in dieser Arbeit gestellte Frage beantworten zu können.

Besonderer Wert liegt auf der sorgfältigen Verarbeitung der Daten, um die Beantwortung in Form der induktiven Schlussfolgerung für die vorliegende Thematik nachvollziehbar zu gestalten. Ein Anspruch auf Generalisierbarkeit schlechthin kann nicht erhoben werden.

3.2 Umsetzung des Forschungsvorhabens

Im Sinne einer Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses werden die einzelnen Schritte im nachfolgenden Kapitel unter Bezugnahme auf die oben erläuterte Methodik dargestellt:

3.2.1 Vorstellung der 11 Interviewpartner /-innen und Beobachtung des Umfeldes

Auswahlkriterium für die Interviewpersonen war der Besitz eines Gartens innerhalb des Wiener Stadtgebietes. Der Garten musste eine Verbindung zum Wohnbereich aufweisen, wie bei Einfamilienhäusern oder Mehrfamilienhäusern mit Gartenanteil und als ständiger Wohnsitz benutzt werden. Empfohlen wurden die Interviewpersonen durch Bekannte und teilweise von einigen Interviewpartnerinnen selbst. Sie wurden telefonisch kontaktiert, mit meinem Anliegen vertraut gemacht und um ein Gespräch ersucht. Sämtliche Personen sagten problemlos zu. Im Anschluss an die Interviews wurden Beobachtungen in Form von Notizen festgehalten.

Die 11 Interviewpartner /-innen – 2 Männer (Herr B. und Herr S.) und 9 Frauen (Frau B., Frau H., Frau Kl., Frau Ko. Frau P., Frau Re., Frau Ri., Frau S. und Frau T.) – werden nachfolgend mit den für die Auswertung erforderlichen Details sowie einem kurzen Kommentar zu den betreffenden Gärten vorgestellt. Die angeführten

allgemeinen Daten hatten zum Interviewzeitpunkt Gültigkeit.

Herr B., 37 Jahre alt, ist selbständig. Er wohnt seit etwa 6 Jahren am Stadtrand in Wien-Donaustadt gemeinsam mit seiner Frau und einem Kleinkind in einem Einfamilienhaus mit Garten. Dort befindet sich auch sein Büro. Der Garten ist etwa 500 m² groß. Herr B. ist in Wien in einem Einfamilienhaus mit Garten aufgewachsen und hat im Erwachsenenalter vor seiner Heirat in einer Stadtwohnung gelebt. Das Interview wurde am 15.4.2011 am Wohnort – im Büro mit Blick in den Vorgarten – durchgeführt. Davor besichtigten wir gemeinsam den Garten.

Der Garten machte einen gepflegten Eindruck. Er wird sowohl als Zier- als auch als Nutzgarten verwendet. Neben einem eigens angelegten Zierpflanzenbeet gibt es alte Obstbäume sowie ein Beet für Beerensträucher und Gemüse. Den größten Teil des Gartens nimmt eine zentrale Rasenfläche hinter dem Haus ein. Entlang des Zaunes wurden einige Ziersträucher und weiteres Beerenobst (Ribisel, Himbeeren und Erdbeeren) gepflanzt. Schilfmatten am Zaun entlang dienen als Sichtschutz zum Nachbarn. Auf der Rasenfläche gibt es ein Spielhaus, eine Schaukel und eine Sandkiste für sein Kind. Im Vorgarten wurde auf Sichtschutz verzichtet. Der größte Teil des Gartens liegt hinter dem Haus und ist von der Straße nicht einsehbar. Zur Aufbewahrung von Gartenmöbeln dient eine Gartenhütte. Hier werden auch Werkzeuge, Sportgeräte, Kinderspielzeug und Fahrräder aufbewahrt. Das Gebäude wird zusätzlich als Werkstatt genutzt. Unmittelbar vor dem Interviewzeitpunkt waren die Hecke geschnitten und der Rasen gemäht worden.

Frau B., 31 Jahre alt, ist Ernährungswissenschaftlerin. Sie ist die Ehefrau von Herrn B. (Wohnsituation s.o.). Sie ist in Wien in einem Mehrfamilienhaus im dicht verbauten Stadtgebiet aufgewachsen und wohnt nun das erste Mal ständig in einem Haus mit Garten. Sie hat allerdings in ihrer Kindheit nahezu jedes Wochenende im Sommer und die Ferienzeiten bei den Großeltern im Garten verbracht – in jenem Garten, den sie heute mit ihrer Familie bewohnt. Das Interview wurde getrennt von Herrn B. am 15.4.2011 im Wohnzimmer aufgenommen.

Herr S., 55 Jahre alt, ist Angestellter. Er bewohnt mit seiner Lebensgefährtin seit 2 Jahren ein Haus mit einem etwa 300 m² großen Garten in einer Kleingartensiedlung in Wien-Donaustadt. Herr S. ist in Wien in einem Mehrfamilienhaus ohne Garten aufgewachsen und wohnt jetzt zum ersten Mal ständig mit Garten. Er hat

keine Kinder. Das Interview fand am 6.10.2011 am Wohnort, auf der Terrasse statt. Der Garten wurde im Nachhinein besichtigt.

Der Garten ist für seine Größe intensiv bepflanzt und sichtlich vom Fachmann gestaltet. Die Gartenfläche ist nahezu zur Hälfte mit bunten Gräsern, Blütenstauden und Ziersträuchern bepflanzt. Am restlichen Gartengrund befindet sich ein Kräuterbeet und eine kleine Gartenhütte für Werkzeug. An das Wohnzimmer schließt eine 15 m² große Terrasse, die mit Tischen, Stühlen und einem Gartensofa möbliert ist und bei Bedarf mit einer Markise beschattet werden kann. Die Möbel verbleiben während des Sommers im Freien. Als Sichtschutz zur Straße dient eine geschlossene Hecke aus Liguster. In Richtung des Nachbargartens wurde kein Sichtschutz gepflanzt

Frau Ko., 51 Jahre alt, ist Sekretärin. Sie ist die Lebensgefährtin von Herrn S. (Wohnsituation w.o.). Sie ist in Wien aufgewachsen und hatte bis vor 2 Jahren noch nie einen ständigen Wohnsitz in einem Haus mit Garten. Sie hat keine Kinder. (Interviewsituation w.o.) Das Interview wurde ebenfalls auf der Terrasse im Anschluss an das Gespräch mit Herrn S. geführt.

Frau H., 36 Jahre alt, ist Hausfrau und absolviert derzeit eine Ausbildung zur Psychotherapeutin. Sie bewohnt mit ihrem Mann und ihren 2 Kindern im Alter von 9 und 11 Jahren seit 7 Jahren ein Einfamilienhaus mit einem etwa 500 m² großen Garten in Wien-Donaustadt. Sie ist in Wien ohne Garten aufgewachsen. Das Interview wurde am 4.9.2011 am Wohnort im Garten aufgenommen. Der Garten war davor gemeinsam besichtigt worden.

Vor dem Wohnhaus, vom Wohnzimmer aus begehbar, findet sich eine etwa 20m² große, überdachte Holzterrasse. Diese ist mit diversen Sitzgelegenheiten und einem Grillplatz wohnlich gestaltet. Im Garten sind diverse Zierpflanzen (Rosen, Blütenstauden, Kletterpflanzen) und auch Kräuter (Lavendel, Majoran, Thymian, Basilikum u.a.) gepflanzt. Auf der Rasenfläche befindet sich ein Schwimmbecken für die Kinder. Der Zaun wurde zum Teil mit einer Hecke aus Ziersträuchern bepflanzt. Einige Stellen blieben jedoch frei, deswegen sind Blicke auf die Straße und die umgebenden Gärten möglich. Am südlichen Ende des Gartens findet sich ein etwa 20 m² großes Gemüsebeet. Hier wuchsen zum Zeitpunkt des Interviews Gurken, Kürbisse, Zucchini, Tomaten, Bohnen sowie Küchenkräuter. Neben dem Gemüsebeet ist eine Kompostmiete aufgestellt.

Frau Kl., 80 Jahre alt, ist Lehrerin im Ruhestand. Sie bewohnt seit etwa 50 Jahren eine Erdgeschosswohnung mit einem etwa 200 m² großen Gartenanteil in Wien Währing. Sie ist in Tirol in einem Haus mit Garten aufgewachsen und wohnte in Wien vor ihrem jetzigen Wohnort im 10. Stock eines Hochhauses im stark verbauten Stadtgebiet. Sie ist verheiratet, hat 3 erwachsene Kinder und 6 Enkelkinder. Das Interview fand am 2.4.2011 im Wohnzimmer mit Blick auf den Garten statt.

Die an das Wohnzimmer anschließende Terrasse ist überdacht und wohnlich eingerichtet. Hier finden sich viele Pflanzgefäße mit verschiedenen Blumen, wie etwa Narzissen, die zum Interviewzeitpunkt in voller Blüte standen und auf die Frau Kl. mit besonderer Freude hinwies. Der Garten – von der Terrasse aus über eine Treppe erreichbar – besteht aus einer Rasenfläche, die von Sträuchern begrenzt ist. Auch einige Nutzpflanzen, wie Stachelbeeren, Himbeeren und Ribisel sowie Erdbeeren wachsen hier. Der Rasen war frisch gemäht. Moos und Primeln waren in der Grasnarbe sichtbar.

Frau P., 61 Jahre alt, ist Hausfrau. Sie wohnt seit ihrer Geburt in einer Villa mit einem etwa 2500 m² großen Garten in Wien Währing. Sie ist verheiratet, hat 3 Kinder und 2 Enkelkinder. Das Interview fand am 1.4. 2011 am Wohnort statt. Im Vergleich zu den anderen Personen fasste sich Frau P. bei den Antworten kurz. Vor dem Gespräch wurde der Garten gemeinsam besichtigt.

Auf dem weitläufigen Hanggrundstück finden sich etwa 25 in Reihen stehende Obstbäume. Der Garten wird zur Straße und zum Nachbargrundstück von einer dichten, hohen Thujenhecke begrenzt. Im großen Vorgarten wurde eine Rasenfläche angelegt und Beete in geschwungener Form mit Rosen und Ziersträuchern bepflanzt. Die Hanglage des Grundstücks erforderte die Anlage des Gartens in Terrassen mit Natursteinmauern. Die Terrasse vor dem Haus ist mit Natursteinen ausgelegt, die anderen sind mit Beerensträuchern und Zierpflanzen gestaltet. Ein kreisförmiger Sitzplatz, von Blütenstauden- und Sträuchern eingefasst, mit Natursteinen belegt und von einer Mauer umgeben, bildet den Mittelpunkt des Gartens hinter dem Haus. Die verschiedenen Bereiche des Gartens sind durch Wege aus Steinplatten miteinander verbunden. Kunstvolle Stiegen aus Holz wurden dort angelegt, wo das Gefälle es erforderte. Die Beete waren unkrautfrei und der Rasen besonders dicht und grün. Der Garten machte insgesamt einen sehr sauberen und gepflegten Eindruck.

Frau Re., 72 Jahre alt, ist Künstlerin. Sie bewohnt seit ihrer Geburt mit kurzen Unterbrechungen eine Villa mit einem etwa 700 m² großen Garten in Wien Währing. Sie ist verwitwet und kinderlos. Der Garten wurde vor dem Gespräch im Haus am 17.4.2011 gemeinsam besichtigt.

Der Weg vom Gartentor zum Haus ist mit Rosenstöcken gesäumt. Neben dem Wohnhaus finden sich einige saisonale Kübelpflanzen wie etwa Engelstrompeten, die bis zum Herbst im Freien bleiben. Der Garten wurde offensichtlich aufgrund des alten Baumbestandes vor langer Zeit angelegt. Es handelt sich um einen Ziergarten, in dem kein Obst oder Gemüse angebaut wird. In der Mitte des Gartens steht eine große, alte Blutbuche, welche zum Interviewzeitpunkt im Frühjahr bereits belaubt war und mit ihren rötlichen Blättern für Schatten und eine dunkle Atmosphäre sorgte. Ein alter, mit Moos bewachsener Gartenbrunnen sowie ein steinernes Becken für einen Gartenteich, welches allerdings nicht mehr befüllt wird, lassen Assoziationen mit vergangenen Zeiten aufkommen. In einem weiteren, etwa 30m² großen Bereich, finden sich die Reste eines mit großen Steinen kunstvoll gestalteten Alpengartens, welcher heute ebenfalls nicht mehr bepflanzt wird.

Frau Ri., 36 Jahre alt, ist selbständig als Psychologin tätig. Sie ist in Oberösterreich in einem Haus mit Garten aufgewachsen. Seit etwa 5 Jahren bewohnt sie ein Haus mit einem 100 m² großen Garten in einer Kleingartensiedlung in Wien-Donaustadt. Sie ist verheiratet und hat 2 Kleinkinder im Alter von 1 und 3 Jahren. Das Interview fand am 15.5.2011 auf der Veranda statt.

Diese ist mit einem Tisch und Stühlen möbliert. Hier finden sich einige Pflanztröge mit Rosen und Kräutern. An der Grenze zum Nachbargarten werden Kletterrosen an einem Holzspalier gezogen. Obwohl der Garten relativ klein ist wird er intensiv genutzt. Besonders die Ränder des Gartens sind mit verschiedenen Sträuchern bepflanzt. Dazu gehören Himbeeren und Brombeeren, Erdbeeren, Ribisel, Rosen, Holler, aber auch Gemüse wie Knoblauch und Tomaten. Auch ein Pfirsichbaum wurde gesetzt. An der Hausmauer des angrenzenden Kleingartenhauses, die den Grund zum Nachbarn abtrennt, wachsen an Spalierdrähten Himbeeren und Brombeeren. Auch eine Kompostbox gibt es im Garten. Der Boden unter den Himbeeren wurde zur Düngung sorgfältig mit Grasschnitt bedeckt. Auf der Wiese in der Mitte des Gartens steht eine Schaukel. Ein etwa 2 m² großer Abschnitt des Gartens wurde

eingezäunt und dient als Gehege für eine Schildkröte.

Frau S., 66 Jahre alt, ist Hausfrau. Sie hat 3 Kinder und 2 Enkelkinder. Gemeinsam besitzt die Familie ein Haus mit einem etwa 1000 m² großen Garten in Wien Währing. In diesem Haus gibt es vier getrennte Wohnungen, von denen sie eine bewohnt. Der Garten wird gemeinsam genutzt. Sie ist in einem Haus mit Garten in Niederösterreich aufgewachsen und hat zeitlebens mit Garten gewohnt. Das Interview fand am 5.4.2011 in ihrer Wohnung mit Blick auf den Garten statt.

Der Garten wirkte gepflegt. Es finden sich Gemüsebeete, Obstbäume, Beeresträucher und eine Vielzahl von Zierpflanzen. Neben einer großen Rasenfläche gibt es einen Grillplatz sowie eine Gartenhütte. Im Bereich des Hauseinganges standen einige Kübelpflanzen, die während des Sommers im Freien bleiben. Sie waren in einem gepflegten Zustand, Verblühtes war weggeschnitten.

Frau T., 55 Jahre alt, ist Ordinationshilfe und selbständig als Lebensberaterin tätig. Sie wohnt seit ihrer Geburt in ihrem Elternhaus – ein um die Jahrhundertwende erbautes Mehrfamilienhaus mit einem etwa 2000m² großem Garten in Wien Währing. Sie ist verheiratet und hat 2 Kinder im Alter von 18 und 20 Jahren. Das Interview fand am 10.5.2011 auf der Gartenterrasse statt. Zu dieser Zeit waren einige Blumenbeete bereits frisch mit Sommerblumen bepflanzt.

Die Terrasse ist von hohen Hecken umgeben und vom Nachbargarten aus nicht zu sehen. Hier steht ein großer Holztisch mit Stühlen. Dieser Bereich wurde reichhaltig mit Blumen gestaltet. Die Terrasse ist gepflastert und mit einer Steinmauer eingefasst. In den anschließenden Blumenbeeten stehen Gartenfiguren als Dekoration. Dahinter liegt eine Wiese. Durch diese führt ein Weg aus Steinplatten zu einer Gartenlaube und einem weiteren Bereich des Gartens, der als Lagerplatz dient. Entlang des Weges wurden Blütenstauden und Sträucher gepflanzt. Aufgrund der hohen Bäume ist es ein schattiger Garten, in dem viel Moos wächst. Auch Wildpflanzen wie Efeu können sich an manchen Stellen ausbreiten. Zur Straße hin gibt es einen gepflasterten Einfahrtsbereich und eine Hecke aus ungeschnittenen hohen Sträuchern.

Die Beobachtung bzw. Beschreibung der Gärten dient als Hilfestellung zur Nachvollziehbarkeit der Kommentare und Interpretationen der Äußerungen der Interviewpersonen. Im nächsten Schritt wird in Kürze auf die Materialerhebung ein-

gegangen.

3.2.2 Erhebung und Aufbereitung des Forschungsmaterials

Wie oben angeführt soll die Beantwortung der Forschungsfrage aus Daten zu folgenden Fragen abgeleitet werden: 1. Welche Bedeutung hat der eigene Garten für seine Besitzer /-innen? 2. Welche Vorstellungen haben Gartenbesitzer /-innen von Natur?

Durch intensive Auseinandersetzung mit den oben ausgeführten theoretischen Grundlagen wurde ein Themenkomplex erstellt, aus dem schließlich die Fragen des Interviewleitfadens entwickelt wurden. Folgende Fragenkomplexe zur Thematik bezüglich Bedeutung des Gartens wurden ausgearbeitet: (1) wieviel Zeit im Garten verbracht wird, (2) welche Tätigkeiten durchgeführt werden, (3) worauf bei der Gestaltung Wert gelegt wird, (4) wer den Garten nutzt und (5) welche Bedeutung der Garten für die Gartenbesitzer /-innen generell hat.

Die Frage zur zweiten Thematik, bei der die narrative Interviewform gewählt wurde, lautete: Was haben Sie für eine Vorstellung von ‚Natur‘? Sie haben ja einen Garten, haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht?

Vor Beginn des Interviews bedankte ich mich bei den Gesprächspartnern/ -innen für die Auskunftsbereitschaft und ersuchte um die Möglichkeit der Aufzeichnung des Gespräches auf Tonband, um dieses anschließend abhören und niederschreiben zu können. Ich betonte die Verwertung des Gesprächsprotokolls für meine wissenschaftliche Arbeit und sicherte die Vertraulichkeit der persönlichen Daten zu. Ich vermied es, bei meiner Vorstellung meine berufliche gärtnerische Erfahrung bekanntzugeben, um das Gespräch dadurch nicht zu beeinflussen.

Ich konnte feststellen, dass sämtliche Interviewpartner /-innen mit Interesse und Freude über ihren Garten sprachen, die Gesprächsatmosphäre wirkte gelöst. Die gestellten Fragen wurden bereitwillig und ausführlich behandelt. In einem zweiten Schritt kam ich auf das Thema ‚Naturvorstellungen‘ zu sprechen. Hier war vorgesehen, die Personen im Sinne des narrativen Interviews möglichst ohne Unterbrechungen zu Wort kommen zu lassen. Ich stellte jedoch fest, dass die Mehrheit der

Personen vermehrt Pausen einlegte, und die Gespräche vielfach stockten, was die Interpretation der Nachdenklichkeit nahelegt – ein Verhalten, das bei den Fragen zum ersten Themenkomplex nicht zu beobachten war.

Im Sinne des erwähnten „Prinzips der Offenheit“ gegenüber den Gesprächspartnern /-innen und der Gesprächssituation war es mir ein Anliegen, ein Klima des Vertrauens herzustellen (vgl. ebd.: 51). Diesem Klima förderlich war auch die gemeinsame Besichtigung des Gartens und mein bekundetes Interesse daran.

Nach Beendigung der Gespräche wurden die Tonbandaufzeichnungen transkribiert und sorgfältig nach den Themenschwerpunkten strukturiert. Dabei wurde die Strukturierung des vorliegenden Materials im Sinne einer „induktiven Kategorienentwicklung“ (ebd.: 11) vorgenommen. Es stellte sich nämlich heraus, dass gewissen Themenbereichen von allen 11 Interviewpartnern /-innen gleichermaßen Bedeutung beigemessen wurde. Diese Kategorien werden nachfolgend, mit Originalzitaten versehen, vorgestellt und kommentiert.

3.2.3 Auswertung des Datenmaterials: Bedeutung des Gartens

Im Folgenden wird aus den vorliegenden Transkripten der leitfadengestützten Interviews das als wesentlich erachtete Datenmaterial strukturiert wiedergegeben. Es wurde, wie bereits erwähnt, darauf Wert gelegt, jene Funktionen des Gartens, welchen im Laufe des Gespräches breiter Raum gegeben wurde, zu Kategorien zusammenzufassen. Es konnten auf diese Weise 6 Kategorien gebildet werden. Diese sind (1) Entspannung im Garten, (2) Garten als Wohnraum, (3) Fruchtgenuss aus dem Garten, (4) Kinder im Garten, (5) Arbeiten im Garten und (6) Beziehung zum Garten.

3.2.3.1 Entspannung im Garten

Alle Interviewpartner /-innen erklärten, dass der Aufenthalt im Garten für sie auf die eine oder Art und Weise die Möglichkeit der Entspannung bietet.

Für Frau B., die – wie oben erwähnt – in einem Mehrfamilienhaus in dicht

verbautem Stadtgebiet aufgewachsen ist und jetzt mit ihrem Mann in einem Einfamilienhaus mit Garten wohnt, ist der „Naturkontakt im Garten“ (Int. Frau B.: 171) entspannend: „Ich liebe die Naturgeräusche, das Summen der Bienen, Vogelzwitschern, auch wenn jemand Rasen mäht in den Nachbargärten. Oder wenn du irgendwo ein Plätschern hörst von einem Rasenschlauch oder einer Gießkanne oder dergleichen. Also das ist einfach runterkommen und entspannen . . . und einfach die Natur zu genießen. Ich versuch an sonst nichts zu denken“ (ebd.: 171-175).

Herr B., der seine selbständige Tätigkeit zu Hause ausübt, entspannt sich im Garten insbesondere von den Alltagsproblemen: „Ich bin ein Mensch, der sich schwer tut abzuschalten – von der Arbeit oder von irgendwelchen Sorgen, die man hat, und im Garten ist man einfach abgelenkt durch gewisse Vorgänge, die im Garten passieren, so wie wenn man z.B. neue Blumen entdeckt oder irgendein Loch in der Erde auf einmal entdeckt, das irgendein Tier gegraben hat oder so. Das ist dann irgendwie entspannend“ (Int. Herr B.: 279-283).

Herr B. verweist auf „Naturgenuss“ als Entspannung: „Im Garten spazieren zu gehen und zu beobachten was sich Neues tut, das ist für mich echt Naturgenuss. Da erfasst man dann den Garten mit allen Sinnen eigentlich. Oder man schaut auch, ob irgendwelche Schmetterlinge herumfliegen, Vögel da sind oder sonstiges Getier oder was Neues wächst, sich was verändert hat. Das ist spannend und entspannend zugleich“ (ebd.: 24-30).

Frau Kl., die 80 Jahre alte Lehrerin im Ruhestand, die in einer Erdgeschosswohnung mit Gartenanteil am Stadtrand wohnt, erklärt: „Mein Mann war in der Bundeswirtschaftskammer, daneben in der Männervereinigung und viel auf beruflichen Reisen. Und es war für ihn gut, dass er hier Natur genießen hat können und Zeit zum Entspannen gehabt hat. Da hat er die Zeit und Ruhe gefunden, die er zum Erholen gebraucht hat“ (Int. Frau Kl.: 226-229).

Frau T., die seit ihrer Geburt in ihrem Haus mit großem Garten wohnt, schätzt den Garten als Ort der Verbindung zur Natur: „Ich geh hinaus, schau mich um, und das ist ein Innehalten, ein Schauen, ein Wahrnehmen. Das ist Konzentrieren und Entspannen, ein mit der Natur verbunden sein“ (Int. Frau T.: 294-296).

Herr S., der seit zwei Jahren ein Haus in einer Kleingartenanlage bewohnt und

davor keinen Garten hatte, freut sich über die Terrasse im Garten, die er auch am Abend benützt: „Dass man jetzt auch in Österreich drei Monate im Sommer draußen die Natur genießen kann, das ist echt super. Also ich sitze jetzt z.B. seit Wochen wieder draußen auf der Terrasse, oft bis spät am Abend, und das ist wirklich entspannend“ (Int. Herr S.: 238-241).

Als entspannend kann sich neben dem Aufenthalt im Freien auch die Tätigkeit im Garten als Ausgleich zu einer sitzenden beruflichen Tätigkeit erweisen. Das ist nach Ansicht von Frau Ri, die als Psychologin tätig ist, besonders wichtig: „Also ich geh manchmal raus in den Garten und arbeit ein bissl, was halt anfällt – einfach zum Entspannen. Da muss ich nicht denken, kann mich dabei entspannen, das ist dann ein echter Ausgleich“ (Int. Frau Ri.: 25-27).

In diesem Zusammenhang werden manche Tätigkeiten besonders hervorgehoben – beispielsweise das Rasenmähen durch Herrn S., für den es einen Ausgleich zur Erwerbsarbeit unter der Woche darstellt, da er „schwer berufstätig“ ist (Int. Herr S.: 59). „Und das ist eher noch eine Entspannung, das Rasenmähen, ja, nach einem hektischen Arbeitsalltag, einer Woche. Ich freu mich eigentlich immer schon wenn ich am Freitag hierher komme, aus der Slowakei, dass ich dann einfach den Rasen mähen kann, wenn das Wetter passt. Ja, da tu ich mir Stöpsel rein, und die Woche ist vergessen“ (ebd.: 271-273).

Dass man sich im Garten durch Ausüben gewisser Arbeiten entspannen kann, wird also berichtet, aber auch, dass man sich dem Nichtstun hingeben kann. Frau H., die seit 7 Jahren in einem Einfamilienhaus mit Garten wohnt, jedoch ohne Garten aufgewachsen ist, erzählt: „Hätte ich zwar nie für möglich gehalten, aber finde es wirklich schön. Man muss nicht nur arbeiten. Ich kann den Garten wirklich genießen. Ich kann mich auch in meine Hängematte legen und mich dran freuen, das ist schön und entspannend“ (Int. Frau H.:145-147).

Auch Frau P. kann sich im Garten entspannen: „Wenn z.B. die Kinder da waren und da war was los, da leg ich mich nachher raus und kann mich entspannen“ (Int. Frau P.: 145-146).

Herr B. thematisiert einen weiteren Aspekt, der für seine Entspannung wichtig ist und von anderen Gesprächspartnerinnen ebenfalls betont wird, das ist die

dabei entstehende Privatsphäre: „Na ja für mich ist wichtig, dass ich einen Bereich im Garten hab, der so wenig eingesehen wie möglich ist. Z.B. der Vorgarten interessiert mich relativ wenig ... da kann dauernd irgendwer vorbeifahren und mich beobachten, was ich da mach, und da bin ich nicht ungestört. (...) Aber was mir wirklich ein Gefühl von Intimsphäre gibt ist eben der Bereich hinter dem Haus, wo das Haus eben die Sicht zur Straße verdeckt, wo auch Sträucher vor dem Zaun sind, dass sie eben vom Nachbarn auch nicht so viele Blicke zulassen, damit ein bisschen Intimsphäre gegeben ist. Da kannst dich dann erst richtig entspannen, und das ist das Schöne dran wenn man uneingesehen ist. Sonst kann ich ja gleich in irgendeinen Park spazieren gehen“ (Int. Herr B.: 132-140).

Auch Frau Ri. betont, dass ein öffentlicher Park der Entspannungsmöglichkeit im privaten Garten nicht gleichkommt: „Ich kann mich nicht relaxed irgendwo hinsetzen“ (Int. Frau Ri.: 275). Ebenso Frau B.: Naja, es ist natürlich viel privater im Garten. Da kann ich mich auslassen, habe wirklich meinen privaten Bereich und wenn ich irgendwo draußen ... dort gehst du eben spazieren, gehst wandern oder baden. Aber im Garten hat man eine ganz andere Rückzugsmöglichkeit“ (Int. Frau B.: 120-123). Um nicht eingesehen zu sein, hat Frau H. eine Bastmatte am Zaun angebracht: „Da vorne haben wir die Lücken zugemacht, weil da der Bus vorbeifährt und das etwas blöd ist. Für mich ist das erst wichtig geworden seit die Terrasse da ist, weil man höher sitzt und einem die Leute wirklich ins Essen schauen können. Das war unangenehm, weil da bist nicht privat“ (Int. Frau H.: 661-664).

Unter Entspannung im Garten verstehen die Interviewpartner /-innen in der Hauptsache drei Aspekte. Diese beinhalten das aktive Beobachten, Entdecken und Wahrnehmen der Pflanzen und Tierwelt im Garten. Der zweite Aspekt umfasst das Genießen von Ruhe, Erholung und Innehalten in einem geschützten Bereich – einem privaten, möglichst uneingesehenen Raum. Der dritte Aspekt beinhaltet die körperliche Arbeit im Garten im Sinne eines Ausgleichs zur vielfach als stressbelastet empfundenen Erwerbsarbeit.

3.2.3.2 Der Garten als Wohnraum

Wie in der ersten Kategorie „Entspannung im Garten“ bereits erwähnt, nimmt der Garten als privater Raum, als Wohn-Raum, einen besonderen Stellenwert ein.

Die Gartenterrasse dient als erweiterter Wohnraum. Arbeitsschuhe, wie sie für die Gartenarbeit nötig sind, müssen hier nicht unbedingt getragen werden. Auf den Terrassen befinden sich vielfach Esstische mit Stühlen, andere Sitzgelegenheiten und Liegen, manchmal Griller, Blumentöpfe, Sonnenschirme u.a. Zum Teil sind sie wie ein Wohnraum eingerichtet: „Das ist eigentlich das zweite Wohnzimmer. Also eigentlich das Wohnzimmer im Sommer. Weil, schauen Sie, wir wohnen hier zu zweit und haben da oben Sitzplätze ohne Ende auf dieser Terrasse“ (Int. Frau Ko.: 150-153).

Schutz vor Regen und Sonne macht die Terrasse häufiger benutzbar. Durch die befestigte Fläche ist die Terrasse nach Regenwetter zum Aufenthalt wieder schneller verfügbar, und am Abend kann sie bequem beleuchtet werden: „Also für uns ist der Garten das Sommerwohnzimmer. Deshalb haben wir auch die Terrasse überdacht, damit wir auch bei einem leichten Regen draußen bleiben können“ (Int. Frau H.: 214-215). Ähnlich äußert sich Frau T.: „Im Sommer bin ich ja andauernd draußen, weil da wohn ich ja fast draußen. Sie sehen ja, da bin ich ganz uneingesehen auf der Terrasse“ (Int. Frau T.: 285-286).

Ein wesentlicher Grund für die Anschaffung des Gartens war für die meisten Interviewpersonen der Wunsch, sich im Freien aufhalten zu können. Das Gesellschaftsleben verlagert sich dann vom Wohnraum in den Garten: „Wir sind eigentlich, muss ich sagen, sobald es warm genug ist, verwenden wir das Wohnzimmer gar nicht. (...) Es sind dauernd Gäste da, weil wir eben diejenigen sind mit großem Garten und Pool. Also im Sommer ist da eigentlich Dauerbetrieb. (...) Und wir laden oft Familien ein am Wochenende zum Grillen“ (Int. Frau H.: 213-216).

Mahlzeiten werden hier zusammen mit der Familie, Freunden, Bekannten oder alleine eingenommen. Es wird gegrillt, gelesen, gearbeitet. „Draußen an der Luft frühstücken ist einfach anders als drinnen frühstücken. Es ist auch ein ganz anderes Gefühl draußen am Abend zu essen. Man hat halt einen weiteren Weg, muss alles raustragen, aber es lohnt sich“ (Int. Frau Ri.: 47-49).

Frau Ri., auf dem Land aufgewachsen, war es gewohnt, viel Zeit im Garten zu verbringen. Daher fand sie ihre erste Wohnsituation in der Großstadt besonders bedrückend: „Das war furchtbar! Also wenn Sie in eine Wohnung kommen und Sie machen die Tür zu und müssen das Licht aufdrehen im Sommer, das ist furchtbar. Eben, weil ich das eben gewohnt war dieses Draußensein. Das war ganz, ganz schwierig“ (ebd.: 270-273). Heute genießt Frau Ri. den Garten insbesondere auch zum Feste feiern: „Wir haben auch z.B. viele Geburtstage, das ist alles im Garten. Da kann man auch mehr Gäste einladen und das Haus bleibt sauber, bis auf die Küche natürlich, aber die braucht man sowieso“ (ebd.: 594-596).

Herr S. sitzt im Sommer jeden Abend „draußen“ und nützt die Terrasse auch um zu arbeiten wenn er krank ist und zu Hause bleibt. Der Computer wird einfach mit hinaus genommen und die Markise ausgerollt. „Es ist wirklich das Wohnzimmer im Sommer, Arbeitszimmer und alles. Ich bin jetzt eine Woche zu Hause gewesen. Ich arbeite auch draußen, nehm einfach den Computer mit raus. Mach mir das Dach vor, bin geschützt von der Sonne“ (Int. Herr S.: 241-246).

Unterschiede in der Nutzung der Terrasse bestehen zwischen Personen, die viel Zeit zu Hause verbringen und jenen, die untertags nicht zu Hause sind. Pensionierte Interviewpersonen und Hausfrauen nutzen den Garten und die Terrasse im Sommer besonders häufig. So sagt Frau B., die ein kleines Kind hat: „Also jetzt, wo ich zu Haus bin mit der Kleinen, wir sind eigentlich immer draußen, das ist einfach herrlich, alle Spielsachen heraußen. Wir leben eigentlich da, nur zum Schlafen, nur wenns regnet sind wir drinnen“ (Int. Frau B.: 49-51).

Von allen Interviewpartnern wurde betont, dass der Garten von Kindern bzw. Enkelkindern besonders im Sommer statt des Wohnbereiches genutzt wird – zum Spielen, für Hobbys wie Sport und Lesen, Tiere beobachten – mit den Eltern oder gemeinsam mit Freunden. Langeweile komme so selten auf. Es werden immer wieder Aktivitäten im Freien aufgezählt. So berichtet Frau Ri., die zwei kleine Kinder hat: „Es gibt eine Schaukel, es gibt Spielgeräte, d.h. die Kleine ist einfach zum Spielen draußen. Die Größere schaukelt auch noch oder liest auf einer Picknickdecke. Sie ist viel mit der Schildkröte draußen, oder wenn ihre Freundinnen bei ihr übernachten gehen sie frühstücken in den Garten. Oder sie spielen draußen irgendwelche Spiele“ (Int. Frau Ri.: 43-48).

Frau H. betont Aktivitäten der Kinder, die im Garten mehr Freude machen bzw. im Haus nicht möglich sind: „Die Alina ist mehr der Entspannungstyp, also die sieht man im Garten eigentlich immer irgendwo herumliegen und lesen. Der Bub ist mehr der Sportler, der halt da immer irgendeinen Ball gegen die Wand knallt. Das kann er drinnen halt nicht tun“ (Int. Frau H.: 201-204).

Auch Tiere können im Sommer im Garten gehalten werden. Dadurch wird die Reinigungsarbeit aus dem Wohnbereich ausgelagert, was als Arbeitserleichterung empfunden wird. Der Garten ist für die Haltung bestimmter Tiere auch besser geeignet, wie Frau Ri., erklärt: „Also der Schildkröte gehts im Garten relativ gut. Sie hat ein großes Terrarium und genug Platz sich zu bewegen. Und zum Reinigen ist es auch besser“ (Int. Frau Ri.: 497-498). Und Frau H. bemerkt: „Wir haben auch Meerschweinchen, die meine Tochter halten wollte, und jetzt haben wir sie in der alten Gartenhütte untergebracht, das ist besser als im Haus. Und jetzt, wenn es so schön ist, sind sie die meiste Zeit draußen“ (Int. Frau H.: 59-61).

Zu den Pflanzen im Garten haben die Gartenbesitzer /-innen – ähnlich wie zu Möbeln oder Erbstücken auch – oft eine jahrelange und sehr persönliche Beziehung, vor allem wenn die Gärten von Generation zu Generation weitergegeben werden. Das betrifft z.B. Obstbäume, die die Großeltern gepflanzt haben oder Rosenstöcke, die mehr als zwei Generationen überdauern. Dazu Frau B.: „Im Vorgarten hat der Opa seinerzeit schon Rosenstöcke gepflanzt und die pflege ich heute. Auch das Felsenbeet hat mein Opa angelegt, das hat schon Tradition. Da hat der Opa die Steine aus der Donau und aus anderen Flüssen gebracht und mit Erde aufgeschüttet und jetzt setz ich hier saisonal bedingt immer Blumen ein“ (Int. Frau B.: 161-165).

Während in diesem Fall an den Großvater gedacht wird, werden von Frau Ri. wichtige Familienereignisse symbolhaft mit dem Setzen einer Pflanze festgehalten: „Also was es bei uns im Garten auf alle Fälle gibt sind Pflanzen. Immer wenn ein Kind geboren wird, dann gibt es irgendeine Pflanze. In dem einen Fall ist es eine Rose, im andern Fall ein Apfelbaum“ (Int. Frau Ri.: 585-587). Damit wird der Bezug zum Garten, ähnlich wie zu einem Wohnraum, emotional verstärkt.

Auch bei der Pflege und Gestaltung des Gartens gingen die Gartenbesitzer/-innen auf bestimmte Weise vor. Von mehreren Personen wurde das Ordnunghalten im Garten mit jenem im Wohnraum verglichen. Frau S., deren Garten und Terrasse

gepflegt wirkten, stellte fest: „Ich bin im Haus eine Ordentliche. Das überträgt sich natürlich auch auf den Garten, ein gemähter Rasen und ich reche da den Mist weg“ (Int. Frau S.: 362-363).

Hausarbeit und Gartenarbeit ähneln sich bei Frau S. insofern als sie sowohl im Garten als auch im Haus keine anorganischen Reinigungsmittel benutzt. Im Haus wird nur mit Essig gesäubert, im Garten werden ebenfalls keine anorganischen Dünger, Schädlings- oder Unkrautbekämpfungsmittel verwendet. Während Frau S. früher ihre Wiese immer grün und unkrautfrei halten wollte – wie ihre Nachbarn – lehnt sie dies heute ab. „Also früher hab ich Unkrautvernichter genommen, heute kommt mir das nicht mehr ins Haus. Das war falscher Perfektionismus. Ich habe auch schon 10 Jahre keinen Dünger mehr gestreut. Es ist zwar . . . man hat keine schöne Wiese, aber ich bring es nicht mehr über mich, dass ich dünge, was ich früher gemacht hab. Also weder im Haus noch im Garten kommt mir Gift hin“ (ebd.: 78-82).

Während manche Gartenbesitzer /-innen in ihrem Garten viel Wert auf ein gepflegtes Erscheinungsbild legen und es nicht mögen „wenn Blätter herumliegen“ (Int. Frau P.: S.2), argumentiert Frau H.: „Ich weiß nicht, ein Strauch wächst, wie er wächst. Ich find immer im Haus, da mag ich wenn die Bilder in einer Reihe hängen. Logisch, das mag das menschliche Auge gern. Aber im Garten, da find ich, da sollte es doch Natur bleiben. Da brauch ich nicht so eine Ordnung, weil das wär ja unnatürlich“ (Int. Frau H.: 113-116). Ähnlich dazu äußert sich Frau Ri: „Also wirklich, im Garten muss ich ja nicht so viel aufräumen wie drinnen, das ist auch eine Entlastung“ (Int. Frau Ri.: 30-31).

Bei Frau T. findet sich eine entgegengesetzte Position. Sie betont, lieber im Garten für Ordnung zu sorgen als im Haus aufzuräumen: „Also ich mach lieber im Garten Ordnung als im Haus. Da liegt viel herum, ich bin einfach keine Ordentliche. Im Garten draußen, das Blätterwegrechen, das mach ich viel lieber, weil da bin ich ja im Freien“ (Int. Frau T.: 331-332).

Die Aussagen der Gesprächspartner /-innen bringen ihren Wunsch, sich so viel wie möglich im Freien aufhalten zu können, deutlich zum Ausdruck. Dies ermöglicht nicht nur der Aufenthalt im Garten selbst, sondern mehr noch die dem Wohnbereich vorgelagerte Terrasse – ein Bindeglied zwischen Wohnhaus und Garten.

Es ist festzustellen, dass Garten und Terrasse als erweiterter Wohnraum, als „Sommerwohnzimmer“ (Int. Frau H.: 214), betrachtet werden. Dies äußert sich sowohl durch erwünschten und vermehrten Aufenthalt im Freien, als auch durch Erleichterungen im Umgang und der Beschäftigung mit Kindern und der Haltung von Haustieren. Verstärkt wird dieses Gefühl durch die individuelle Gestaltung des Gartens. Lediglich beim Ordnungsbedürfnis des Wohn-Raumes ‚Garten‘ divergieren die Ansichten.

3.2.3.3 Fruchtgenuss aus dem Garten

Die Familien jener Interviewpartnerinnen, die nicht in Wien aufgewachsen waren, besaßen alle einen Garten, teilweise auch mit Kleintierställen. Alle diese Gärten dienten zur Gewinnung von Obst, Gemüse und anderen Produkten wie z.B. Honig und zur Tierhaltung. Die Gesprächspartnerinnen berichten, in ihrer Kindheit und Jugendzeit bei der Gartenarbeit mitgeholfen zu haben. Manchmal sei die Arbeit durchaus hart gewesen und ist so nicht nur in guter Erinnerung geblieben. Dennoch ist die Versorgung mit Gemüse aus dem eigenen Garten diesen Personen heute eine Selbstverständlichkeit. Die Interviewpartnerinnen Frau Kl., Frau Ri. und Frau S., die auf dem Land aufgewachsen waren, berichten über folgende Kindheitserfahrungen:

„Wir mussten auch im Garten arbeiten – im Krieg – wir hatten ja Hasen, da musste man das Heu rechen usw., was wir vielleicht nicht immer so gerne getan haben, aber wir sind halt damit aufgewachsen“ (Int. Frau Kl.: 450-452).

„Die Arbeit ist mir als Kind natürlich irrsinnig am Nerv gegangen, irrsinnig! Es ist ja nicht lustig, Fisolen zu pflücken und dann oben und unten abzuschneiden, in kleine Stückerl zu schneiden oder Erbsen auslösen. Wenn Sie das einmal zwei Tage lang machen, interessiert es niemand mehr“ (Int. Frau Ri.: 672-675).

„Ich komme aus dem Waldviertel, meine Eltern hatten einen Gemüsegarten, waren insofern Selbstversorger, als man ja früher am Land nichts eingekauft hat – kein Obst, kein Gemüse. Was gewachsen ist hat man gehabt“ (Int. Frau S.: 4-6).

Andererseits prägte dieses Aufwachsen mit Garten und die Tatsache, dass man mitarbeiten musste, denn allen drei Gesprächspartnerinnen ist heute die Verwen-

dung des eigenen Garten als teilweisen Nutzgarten eine Selbstverständlichkeit. Frau Kl. kommt aus Schwaz in Tirol, wo die Familie ein Haus besitzt, das von ihren Großeltern erbaut wurde. Der dazugehörige Garten wurde im Laufe seiner Geschichte auf vielfältige Weise zur Produktion genutzt. Dieser Garten in Tirol dient auch heute noch zur Obstversorgung: „Ich erinnere mich, unser Garten war immer ein Obstgarten, also man hat nie Obst gebraucht zusätzlich zur Verwendung“ (Int. Frau Kl.: 149-150).

Frau Kl. wohnte nach ihrer Verheiratung in Wien im 10. Stock eines Hochhauses. Sowohl sie als auch die Kinder wünschten auch in Wien in einer Umgebung mit mehr Grünflächen und möglichst auch mit eigenem Garten zu leben, und so bezog man schließlich die Wohnung mit Gartenanteil im 18. Bezirk. Dieser wurde auch als Nutzgarten gestaltet. Es wurden beispielweise Beerensträucher gepflanzt, „damit die Kinder nicht nur einen Spielplatz haben, sondern auch um etwas zu ernten“ (ebd.: 106).

Die Familie besitzt auch noch einen weiteren Garten, der zusammen mit ihren heute erwachsenen Kindern und deren Ehepartnern gepachtet wurde. Hier kann mehr geerntet werden: „Also da haben wir einen Nussbaum, einen Pfirsichbaum, Beeren- und Hollersträucher und einen Apfelbaum von besonders alter Sorte. Meine Tochter macht gern Marmelade, und aus dem Holler wird Saft erzeugt (ebd.: 109-111). Obst und Gemüse im Garten anzubauen und von eigener Hand zu verarbeiten hat für sie eine besondere Bedeutung, denn „Dinge selbst zu erzeugen gehört seit meiner Kindheit zu meinem Lebensstil“ (ebd.: 114).

Nach dem Wohnen im Hochhaus ist für Frau Kl. somit der Wunsch in Erfüllung gegangen, wieder wie in ihrer Kindheit und Jugend die Möglichkeit der Versorgung aus dem eigenen Garten zu haben. Bezogen auf die damalige Zeit stellt sie fest: „Der Garten war ein Teil des Lebenserwerbes. Und das war sehr wichtig. Und wenn ich heute die Einstellung vieler betrachte, dann muss ich sagen, tut es mir leid, dass das verloren geht – die Sichtweise, dass man auch mit der eigenen Hände Arbeit etwas erzeugen kann“ (ebd.: 173).

Auch das Obst aus dem Tiroler Garten, den ihre Verwandten noch immer bewirtschaften, wird nach Wien mitgenommen. Im Supermarkt kauft sie durch Gewöhnung an das selbst geerntete Obst vermehrt Bioobst – auch „wenn es einen Fleck

hat“ (ebd.: 198). Frau Kl. kritisiert, dass viele Konsumenten beim Obstkauf im Supermarkt zu sehr auf das Aussehen Wert legen. „Es darf nur ja keinen Fleck haben, also ganz unnatürlich eigentlich“ (ebd.: 198-200). Sie bezeichnet damit Obst mit Flecken, wie Druckstellen oder Insektenstichen als natürlicher im Vergleich zu meist im Handel erhältlichem Obst.

Frau Ri, die aus Oberösterreich kommt, hat ihren nur 100 m² großen Garten hauptsächlich mit Pflanzen zum Ernten kultiviert. Es gibt Himbeeren, Brombeeren, Holler, Äpfel und Pfirsiche sowie diverses Gemüse, denn es soll eine möglichst gute Versorgung erreicht werden. Sie hätte gerne einen größeren Garten, „... aber zumindest hab ich ordentlich Himbeeren, sodass ich jeden Tag, wenn Saison ist, immer Himbeeren vom Garten hab. Erdbeeren haben wir auch. Beim Holler geht es mir eher darum, dass man einen Saft draus macht oder Hollerkoch, nicht ‚der Holler ist schön‘, sondern was braucht man eben. Es ist schon so“ (Int. Frau R.: 93-96).

Auch sie ist einen Nutzgarten von Kindheit an gewöhnt: „... wir haben durchaus einen Erdäpfelacker gehabt und Erdbeeren, Himbeeren, Ribisel, Stachelbeeren, Karotten, Knoblauch, Zwiebel, also alles eigentlich, was man halt so braucht. (...) War alles im Garten und in der Menge, dass man es einlegt, einfriert oder z.B. Senfgurken macht“ (ebd.: 70-75).

Wie bei Frau Kl., wird auch von Frau Ri. darauf hingewiesen, dass die Qualität der selbst geernteten Himbeeren weitaus besser ist als jene aus dem Supermarkt. Die optische Erscheinung der Tomaten, Himbeeren und anderer Produkte aus dem Garten ist dabei meist weniger wichtig. Nicht nur das Ernten, sondern auch die Pflege der Pflanzen tragen zur Freude bei: „Also Himbeeren, die Sie im Garten geerntet haben, auch wenn die nicht so riesig oder schön sind wie im Supermarkt, in ein Joghurt – das schmeckt anders. Das kann man überhaupt nicht vergleichen. Und es ist ja auch das Gefühl dabei so schön. Wenn ich weiß, eben, die hab ich zusammengeschnitten, und da hab ich gemulcht, und was weiß ich, und jetzt wachsen die so toll. Also, das hat ja auch was, das ist ja auch etwas, wo man irgendwie kreativ tätig ist aber auch produktiv, wo man etwas schafft. ‚Schafft‘ ist wieder falsch, denn ich schaffe es ja nicht, ich schaffe die Voraussetzungen“ (ebd.: 249-255). Frau Ri. schätzt den Anbau und die Ernte von Obst und Gemüse als kreative Tätigkeit.

Selbstversorgung mit Obst und Gemüse war auch im ererbten Wiener Garten

von Frau S. üblich, der von ihren Schwiegereltern rein als Nutzgarten verwendet worden war: „In unserem Garten, den der Schwiegervater angelegt hat, waren 30 Obstbäume! Also früher war Garten ja nur Nutzung und Ertrag. Zur Freude mit Blumen und Erholung – die Menschen kannten das nicht, den Garten als Erholungsgebiet. Es war auch so wenig verbaut. Ich weiß es noch, dieser Garten, es stehen heute noch Obstbäume hier, es war nur auf Ertrag“ (Int. Frau S.: 217-221).

Einige andere Gartenbesitzerinnen, wie Frau H., Frau T. und Frau Re. haben in der Kindheit keine Erfahrung mit Gartenarbeit gemacht. Frau H. ist in Wien geboren und aufgewachsen. Sie hat seit sieben Jahren einen eigenen Garten. Dass ihr Garten ein „riesengroßes Hobby“ (Int. Frau H.: 141) werden würde, hätte sie aber nicht gedacht. In ihrem Garten pflanzt Frau H. verschiedenste Pflanzen. Es gibt Blumenbeete, Rosen, Kräuter und auch Gemüse (vgl. ebd.: 215-219). Ein südseitig gelegener schmaler Streifen des Gartens wird für Gemüsebeete benutzt. Eine gleichmäßige Versorgung mit Gemüse ist für sie aber weniger wichtig: „Es gibt auch Jahre, da mach ich keine neuen Sachen, sondern lass das wachsen was schon drinnen ist und hab halt einfach keine Lust. Das funktioniert auch. Ich hab zum Beispiel jetzt auch zwei Jahre lang weniger Gemüse angebaut, weil ich nicht wollt. Heuer hab ich wieder Lust so viel Gemüse zu machen wie nur geht. Also das wechselt schon stark“ (ebd.: 204). Für Frau H. ist die Versorgung mit Gemüse und Obst in erster Linie ein Hobby, das sie je nach Bedürfnis ausübt.

In den Wintermonaten werden die Bepflanzungen im Garten für das kommende Jahr geplant. Da wenig gärtnerische Erfahrung vorhanden war, eignete sich Frau H. ihr Wissen aus Büchern an. „Also, da hab ich mir das angeschaut, ein paar Bücher gekauft, und das hat ganz gut funktioniert“ (ebd.: 222).

Hier wird besonders darauf hingewiesen, wie wichtig gesunde Ernährung durch den Genuss biologischer Nahrungsmittel ist, und, dass dies erst durch die eigene Arbeit im Garten zum Thema wurde. Das selbst geerntete Gemüse aus dem eigenen Garten schmeckt besser als das vom Supermarkt bezogene: „Vor allem wenn man einmal eine Tomate probiert hat, die man selbst angebaut hat, die schmeckt einfach ganz anders als die aus Spanien. Ich mag das Zeug einfach nicht mehr“ (ebd.: 831).

Diese Einstellung überträgt sich auch auf das Kaufverhalten, wenn kein eigenes Gemüse und Obst verfügbar ist. Statt dem billigeren Gemüse aus dem Ausland, das

einen langen Transportweg hinter sich hat, wird lieber heimisches und biologisches Gemüse und Obst gekauft, auch wenn es teurer ist, denn dies ist „einem nachhaltigen Umgang mit der Natur förderlich“ (ebd.:750). Im Winter lässt sich Frau H. regelmäßig Gemüse von einem Biobauern nach Hause liefern: „Und ich glaub die Wertigkeit bei uns, von dem was wir essen, ist gestiegen durch den Garten. Man kümmert sich viel mehr drum. Weil man einfach sieht wie das wächst und wann das wächst, und man kennt die Saison von den Gemüsepflanzen. Vorher hab ich mich auch nicht wirklich befasst, warum dort im Winter ein Paprika liegt“ (ebd.: 841-843). Sie bekräftigt damit ihre Auffassung, dass die persönliche Auseinandersetzung mit Anbau und Ernten im eigenen Garten eine veränderte Einstellung zum Genuss und Erwerb von Obst und Gemüse mit sich bringt.

Frau T., die in Wien in einem Haus mit Garten aufgewachsen ist, hat sich in ihrer Kindheit und Jugend wenig mit dem Garten beschäftigt. „Intensiviert und verändert“ (Int. Frau T.: 428) habe sich Frau T.s Beziehung zum Garten, als sie begonnen hat, selbst einzugreifen: „Indem ich angefangen habe, gestalterisch einzugreifen, das klingt jetzt so brutal, aber: hier einfach irgendwas zu tun“ (ebd.: 430-431). Frau T.s Bezug zum Garten unterscheidet sich von den anderen Interviewpersonen hinsichtlich der Bedeutung des Nutzwertes, den sie solchen Pflanzen beimisst, die üblicherweise als Unkraut bezeichnet werden.

Im Gegensatz zu den oben genannten Gesprächspartnerinnen thematisiert sie einen neuen Aspekt der Gartennutzung. Im Garten wird einerseits gepflanzt was gefällt, was dazu passt und was man haben will, andererseits dürfen auch Pflanzen wachsen, die wild aufgehen. Diese Pflanzen, wie etwa Brennnesseln, Giersch oder Gundelrebe, gemeinhin als Unkräuter bezeichnet, sind hier willkommen, werden geerntet und verwendet: „Man kann doch auch den Giersch essen oder die Gundelrebe und was da alles wächst. Das kann man ja alles essen und aus den Brennnesseln Tee machen“ (ebd.: 364-365). Das Wissen über Wiesen- und Heilkräuter hat sich Frau T. in Kursen, aus Büchern und Vorträgen angeeignet. Auch im Bekanntenkreis und mit der Nachbarschaft tauscht sie sich darüber aus (vgl. ebd.: 390-394).

Ihr Interesse für wild wachsende Pflanzen beschränkt sich nicht auf den Garten. Kräuter werden auch außerhalb des Gartens gesammelt, im Wienerwald oder auf Spaziergängen im Park. Wild wachsende Kräuter aus dem Garten oder im Freien zu

ernten ist aus Sicht von Frau T. deshalb für viele Menschen undenkbar, weil es mit Armut in Verbindung gebracht werde: „Es ist auch bissl mit Standesdünkel behaftet, ‚das machen ja die armen Leute‘, also diesen Makel hat es auch noch“ (ebd.: 359-360). Frau T.s Sichtweise ist durch Rudolf Steiners Anthroposophie beeinflusst: „Der Rudolf Steiner hat zum Beispiel einen Satz geprägt: ‚Schau dir die Kräuter an, die in deiner Umgebung wachsen. Was am meisten in deiner Umgebung wächst, genau das ist das Kraut, das du brauchst‘“ (ebd.: 140-142). Aus diesem Grund sei das Entfernen des Unkrauts als natürlich vorkommende Pflanzen zu kritisieren: „Für mich ist das eine Knebelung der Natur, so ein Ziergarten. Ich kümmere mich um die Pflanzen, ja, aber ich versuche, sie nicht irgendwo hineinzuzwingen. Ich setze an, und wenn es gedeiht freu ich mich, und wenn es eingeht dann denke ich mir: es war nicht die richtige Pflanze für diesen Ort. Pech“ (ebd.: 69-73).

Aus selbst geernteten Kräutern stellt Frau T. einerseits Kräutersalz her, andererseits finden sie alternativ zu Arzneien aus der Apotheke Verwendung: beispielsweise Salbeiblätter zum Kauen bei Entzündungen oder die Samen der Brennnessel als Immunstimulanz (vgl. ebd.: 466). Das eigene Sammeln und Produzieren sei außerdem billiger als der Einkauf in der Apotheke: „Aber ich mag nicht in die Apotheke viel Geld tragen, dabei wächst das hier, was hilft. (...) Kräuter sind als eine Erweiterung unseres Speisezettels und unseres Medizinfaches einfach irrsinnig wichtig, weil die sehr viel liefern, wo wir eigentlich gar keine Chemie mehr brauchen, weil wir darauf zurückgreifen können“ (ebd.: 470-474).

Auch Frau Re. beobachtet die Kräuter, die in ihrem Garten wachsen und informiert sich über deren medizinische Bedeutung. „Ich habe immer Schafgarbe im Garten gehabt. Eines Jahres war alles voller Schafgarbe. Na ja, und da hab ich ein bisserl nachgelesen darüber, und ich hab es damals gebraucht. Schafgarbe ist für ein weibliches Leiden sehr bekömmlich. War genau richtig. Die Natur weiß, was man braucht, irgendwie“ (Int. Frau Re.: 268-271). Als ihr Mann Probleme mit den Augen hatte wuchs im Garten Augentrost. Heute wachsen weder Schafgarbe noch Augentrost im Garten. Dafür gab es im letzten Jahr eine Menge Kräuter mit blauen Blüten, die ihr nicht bekannt sind, wahrscheinlich aber auch einen Zweck erfüllen würden (vgl. ebd.: 277).

Frau S. berichtet ähnliche Erfahrungen: „Die Natur ist die billigste Heilquelle,

und es ist das Schönste und Gesundeste, in der Natur zu sein. Dies gilt für den Garten und auch für den Aufenthalt draußen in den Bergen etwa. Die Natur kostet nichts und gibt einfach Kraft“ (Int. Frau S.: 48-49).

Die Interviewpartnerinnen schätzen die Versorgung aus dem Garten in Abhängigkeiten von ihren Kindheitserlebnissen ein. Die auf dem Land aufgewachsenen Personen wünschen eine möglichst gute Versorgung mit Obst und Gemüse aus dem Garten. Die in Wien aufgewachsenen Interviewpartnerinnen betrachten die Versorgung aus dem Garten eher als Hobby. Beiden gemeinsam ist auf Basis ihrer Erfahrungen mit Anbau und Ernte eine veränderte Einstellung gegenüber ökonomisch orientierter Obst- und Gemüseproduktion. Es werden auch die Vorzüge von Kräutern und gemeinhin als Unkräuter bezeichneten Pflanzen als Heilmittel erwähnt.

3.2.3.4 Kinder im Garten

Kinder gelten – wie schon im Teil über den Garten als Wohnraum angeführt – als wichtiger Grund für die Anschaffung eines Gartens. Herrn und Frau H. war es wichtig, den Kindern den Aufenthalt im Freien zu ermöglichen ohne sie ständig beaufsichtigen müssen. So heißt es etwa: „Die Kinder waren sicher ein sehr großer Faktor. Es war die Überlegung, dass die Kinder in einer Umgebung aufwachsen, wo sie halt raus können. Und ‚raus‘ nicht nur in dem Sinne: ‚du ich möchte jetzt in den Park‘ – wo immer jemand das Kind begleiten muss; oder wenn sie älter sind, du immer Angst hast, dass, wenn die Kinder über die Straße gehen . . .“ (Int. Frau H.: 296-300).

Unter der Woche lädt Frau H. besonders gerne befreundete Mütter mit Kindern ein. „Die Kinder sind weder im Hort noch in den Ferien irgendwo untergebracht, sondern sie sind da. Und wenn ich jetzt jeden Tag mit den Kindern aus einer Wohnung raus müsste, am Spielplatz und ins Freibad, das wäre für mich wirklich kein schöner Sommer. Weil das für mich anstrengend ist. Wenn aber alles sich da abspielen kann, dann kann jeder machen was er möchte. Also selbst wenn wir sechs, sieben Kinder zu Besuch haben, kann ich mich trotzdem in die Hängematte legen und lesen, und ich muss nicht jetzt die bespaßen oder mich darum kümmern, dass ich eine Kühltasche mit hab mit vierzig Äpfeln für alle, sondern das ist alles da. Und das empfinde ich

einfach als Luxus“ (Int. Frau H.: 248-255).

Nachdem Frau H. nicht berufstätig und mit den Kindern gemeinsam oft zu Hause ist, bedeutet der Garten eine Entlastung. Wenn mehrere Kinder in der Wohnung herumtoben, ist das für sie nach kurzer Zeit anstrengend, doch im Garten ist es kein Problem (vgl. ebd.: 305). „Und es ist auch ein anderes Erleben als z.B. unsere Freunde haben. Die wohnen da oben in einer Wohnung, und die Tochter ist auch ständig draußen, aber die rennt halt nur am Spielplatz. Also die hat halt, find ich, nicht dieses Genießen von Natur, so wie es jetzt unsere Kinder können“ (ebd.: 328-331).

Frau B. erinnert sich an die Zeit als der Garten noch ihren Großeltern gehört hatte und sie hier die Sommerferien verbrachte: „Für uns war das hier wirklich super im Garten und jetzt auch für die Kleine. Wir haben eine Sandkiste, Schaukel und ein kleines Gartenhaus, da ist sie am liebsten drin. Und dann auch noch ein Planschbecken. Das ist super, da kann sie spritzen, so viel sie will“ (Int. Frau B.: 97-100).

Frau P. schätzt den Garten heute für ihre Enkelkinder: „Wenn die Kinder da sind, die sind gleich draußen, spielen Fußball oder Federball und so. . .“ (Int. Frau P.: 85-86). Auch ihre heute erwachsenen Kinder hielten sich viel im Garten auf und haben dadurch ein „Empfinden für die Natur“: „Aber dieses Empfinden für die Natur können Kinder nicht so haben wie ein Kind, das damit aufwächst. Ich finde, wenn man einem Kind von klein auf etwas ans Herz hängt, das trägt dann Früchte. Meine Kinder sind sehr naturverbunden. Mein Sohn arbeitet in einer Baumschnittfirma, meine Tochter hat heute auch einen großen Gemüsegarten“ (ebd. 155-158). Frau P. weist darauf hin, dass das Spielen der Kinder im Garten prägend für eine stärkere Naturverbundenheit als Erwachsene sein kann.

Auch die Kinder von Frau Kl. nützten den Garten sehr häufig. Als die Kinder geboren wurden und die Familie noch in einer Stadtwohnung lebte, wurden sämtliche Urlaube im Elternhaus mit großem Garten in Tirol verbracht. Die Kinder genossen es dort, mit ihren Cousins und Cousinen sowie den Kindern der Nachbarn Indianer zu spielen und beklagten sich immer wieder über das Wohnen in Wien ohne Grünraum (vgl. Int. Frau Kl.: 240-244).

Als schließlich die Wohnung mit Gartenanteil bezogen wurde, freute sich die ganze Familie: „Damals als wir noch im Hochhaus gewohnt haben und uns verschiedene Baustellen angeschaut haben, die in Frage kämen, da waren wir hier in Pötzleinsdorf und sind dann im Schlosspark spazieren gegangen. Die Jüngste ist noch im Kinderwagen gelegen. Eichkätzerl hat man gesehen und die Blumen hat man gesehen. Die Kinder waren so glücklich. Die Jüngste hat sich zum ersten Mal im Wagerl aufgerichtet, wie sie da das alles gesehen und gefühlt hat. Und die Kinder haben dann erklärt: Hier ziehen wir her. Hier ist es fast so schön wie in Tirol“ (ebd.: 562-569). Damit brachten die Kinder ihre Verbundenheit mit Tirol zum Ausdruck und erinnerten sich an die Erlebnisse in den Ferienmonaten.

Im Garten fanden oft Kinderpartys statt. So war es für Frau Kl. wichtig, mit den Kindern Spiele zu organisieren oder zu basteln. Aus diesem Grund seien auch die Nachbarkinder immer gerne gekommen: „Bei uns wars immer lustig. Und die vielen Kinder die da waren, das wär drinnen nicht so angenehm gewesen“ (ebd.: 571).

Für Frau Ri.s Töchter gibt es im Garten eine Schaukel und ein Gehege für die Schildkröte. Dabei würden sich die Kinder dann auch einfach mit der „Natur“ beschäftigen: „Und was mir gefällt am Garten ist, dass sie unglaublich viel entdecken. Die beschäftigen sich dann auch tatsächlich mit der Natur, untersuchen einen Regenwurm und schauen, warum der andere jetzt diesen Weg nimmt und nicht den anderen. Und die spielen dann mit Dingen, die sie draußen finden, werden kreativ. . .“ (Int. Frau Ri.: 218-222).

Wie schon beim Thema Fruchtgenuss aus dem Garten auf den Gemüse- und Obstanbau als kreative Tätigkeit verwiesen wurde, findet sich diese Thematik auch im Zusammenhang mit dem Aufenthalt der Kinder im Garten. Frau Ri., Frau T. und Frau Kl., die sie selbst als Kinder oft im Garten gespielt hatten, betrachten das Spielen ihrer Kinder mit dem, was sie im Garten vorfinden, als kreative Tätigkeit. Die Kinder sammeln „Dinge“ im Garten, suchen „Dinge“, die unterschiedlich duften und basteln mit „den Dingen der Natur“ (Int. Frau T.: 358). So findet es Frau T. besonders wichtig, dass Kinder die Möglichkeit haben im Freien zu spielen: „Sie müssen sich mit der Natur in Verbindung setzen, und die Kinder haben, bin ich draufgekommen, einen absolut natürlichen Zugang, der ihnen, glaub ich, von der

Erwachsenenwelt kaputt gemacht wird. (...) Sie spielen gerne mit den Dingen der Natur, und das finde ich so wichtig, dass man sie lässt, und nicht sagt: geh, das ist schmutzig, da hast du dein Matchboxauto. Das finde ich so schade“ (ebd.: 381-384).

Frau H. versucht darüber hinaus, ihren Kindern Näheres über das Leben der Pflanzen und Tiere im Garten zu vermitteln. So arbeiten sie beispielsweise beim Gemüseanbau mit: „Und man beschäftigt sich halt mit den Dingen, weil man damit konfrontiert ist – durch die Gartenarbeit auch! Weil jetzt einfach Zeit ist, das Gemüsebeet anzulegen und die Kinder da in das Ganze total involviert sind. Das wäre sehr viel anstrengender, ihnen etwas zu veranschaulichen, hätten wir die Möglichkeiten nicht (Int. Frau H.: 863).

Dass hier die Kinder beobachten können, wie Gemüse wächst, findet Frau H. besonders positiv: „Oder auch, dass das einfach bei uns irgendwie Thema ist. Wo kommt das Essen überhaupt her? Was muss ich tun, damit ich ein Gemüse hab? Warum schmeckt die Tomate im Garten anders als die aus dem Supermarkt? Dadurch kann ihnen auch die Notwendigkeit einer nachhaltigen und gesunden Lebensweise vermittelt werden (ebd.: 859-863).

Solches Wissen kann den Kindern besser durch praktische Arbeit vermittelt werden als durch Bücher, denn „... das ist nicht zum Angreifen. Da fehlt dann diese eigene Tomate, und ein Garten bietet da andere Möglichkeiten als nur ein Balkon. Natürlich kannst du dir auch am Balkon eine ziehen. Aber ich finde das praktisch und angenehm, dass wir hier die Möglichkeit haben das in größerem Stil zu praktizieren“ (ebd.: 868-871).

Genauso Frau S.: „Also wenn meine Tochter in Wien ist, weil die wohnen ja auch in Linz, dann sind die Kinder viel im Garten. Die Große hat schon in Linz ein eigenes Kräuterbeet und hilft mir auch in Wien recht gern beim Gemüsebeet. Das finde ich gut, dass die Kinder so aufwachsen“ (Int. Frau S.: 100).

Allen Gesprächspartnerinnen war es wichtig zu erwähnen, dass sich die Kinder im Garten schmutzig machen dürfen: „Wenn die schmutzig sind, das ist kein Problem, am Abend einfach in die Badewanne, das Gwand in die Waschmaschine und fertig“ (Int. Frau H.: 179). Den Kindern wird damit eine Möglichkeit gegeben, sich ungezwungen und frei zu bewegen.

In diesen Äußerungen zeigt sich, dass der Garten in mehrfacher Hinsicht für Kinder und ihre Entwicklung positiv bewertet wird. Hauptsächlichste Aspekte sind dabei der spielerische Umgang mit der Natur und die dadurch geförderte Kreativität. Die Beschäftigung mit dem Anbau und der Pflege von Pflanzen wird als wertvoll und lehrreich betrachtet. Für die Aufsichtspersonen (Eltern, Großeltern etc.) gilt der Aufenthalt von Kindern im privaten Raum des Gartens im Vergleich zu öffentlichen Spielplätzen darüber hinaus als Entlastung.

3.2.3.5 Arbeiten im Garten als Hobby und Vergnügen

Frau Kl. betonte, dass viele Menschen die Gartenarbeit als Belastung betrachten: „Aber ich habe eigentlich schon vielfach erlebt, auch hier in Wien, dass manche sagen: nein, ein Garten und so weiter, das ist dann wieder noch viel mehr Arbeit. Gegenteilig dazu macht ihr die Gartenarbeit Freude: „Und ich sehe im Garten aber nicht die Arbeit, sondern die Freude, und darauf kommt es an, dass man einen Bezug hat dazu, nicht die Arbeit sieht“ (Int. Frau Kl.: 406-410). Und weiter stellte sie auch fest: „Wenn man es nur zum Leben braucht, zum Lebenserhalten, ist es anders, als wenn man es zusätzlich macht, weil man Freude daran hat. Und ich bin auch so gern im Garten, weil ich einfach die Natur liebe“ (ebd.: 411-413). Im Garten sollte man grundsätzlich selbst tätig sein und den Garten bepflanzen und betreuen. Unkraut darf auch wachsen: „Aber ich freue mich über jedes Blümchen was auf einmal selber wächst, ohne dass ich es gesetzt hab“ (ebd.: 390-391).

Frau Ri. betrachtet die Arbeit im Garten als Ergänzung zur sitzenden beruflichen Tätigkeit. Die Gartenarbeit ist für Frau Ri. körperliche Betätigung und sie muss dabei weniger nachdenken. „Es ist sicher für mich ein Ausgleich. Weil es irrsinnig kopflastig ist, sitzende Arbeit. Und für mich ist genau das, eben auf den Knien in der Erde herumwühlen, irgendwas tun, definitiv ein Ausgleich zu dem was ich sonst mach. Da muss ich auch nicht so viel drüber nachdenken, kann man einfach tun. (...) Also es ist für mich schon Arbeit, es ist nicht nur Vergnügen. Ich nehme es schon ernst sozusagen, aber es ist wie halt andere Leute wahrscheinlich Sport betreiben“ (Int. Frau Ri.: 342-347).

Außerdem betrachtet Frau Ri. die Arbeit im Garten als abwechslungsreiches

Betätigungsfeld: „Ich gehe auch nicht in den Garten und setz mich in den Liegestuhl, sondern ich geh in den Garten und dann tu ich dort bisserl was und dort. Man kann ein bisserl was tun, man kann ein bisserl schauen – tut sich da ein bisserl was – ästhetisch – ah die Rose hat jetzt Knospen, und der Holler hat Läuse, oder eine Maus hatten wir jetzt im Gartenhäuserl, solche Sachen. Es gibt immer wieder eine Herausforderung, es wird nie fad. Immer ist irgendwas los. Darum würde ich nie einen Garten haben wollen, wo eine Rasenfläche ist und sonst nichts. Kann ich überhaupt nicht verstehen“ (ebd.: 151-157). Um weniger Arbeit mit dem Garten zu haben, kann man bei einem kleinen Garten auch die gesamte Fläche zur Terrasse machen stellt Frau Ri. fest, und verzieht dabei das Gesicht : „Eine Freundin von mir hat schon einen sehr kleinen Garten. Die haben den sofort mit Holz zugemacht. Der ganze Garten ist eine Holzterrasse“ (ebd.: 134-137).

Frau Ri. möchte ihren Garten möglichst ohne technische Hilfsmittel bearbeiten. Dennoch wurde eine automatische Bewässerungsanlage angeschafft, damit die Familie auf Urlaub fahren kann und Frau Ri.s Verwandte in dieser Zeit nicht zum Gießen kommen müssen. „Ich habe mich schon auf etwas sehr Künstliches eingelassen. Ich habe eine Bewässerungsanlage gekauft. Das hätte ich eigentlich auch nicht wollen, wenn ich ehrlich bin. Aber das haben irgendwann sowohl meine Eltern als auch meine Schwestern gesagt: bitte mach das. Im Urlaub oder so ist es schon praktisch. Sie müssen nicht gießen kommen und nicht selbst gießen“ (ebd.: 167-172).

Für Frau S., die sowohl im Haus als auch im Garten auf Ordnung bedacht ist, ist längeres Verweilen im Liegestuhl nicht vorstellbar. Sie arbeitet nahezu immer, wenn sie sich im Garten aufhält: „Also ich genieße, wenn ich im Freien bin und in der Natur. Aber mich wirklich in den Liegestuhl legen, ganz lange, das schaff ich nicht! Denn dann sehe ich da was zum Zupfen und dort was zum Schneiden“ (Int. Frau S.: 58-60).

Frau H. verbringt im Frühjahr mehrere Stunden täglich bei der Arbeit im Garten. Für sie ist die Arbeit aber keine Verpflichtung, gearbeitet wird nur dann, wenn es ihr gerade ein Bedürfnis ist. Ansonsten darf das Unkraut auch wachsen. „Wenn ich dieses Beet nicht angelegt hätte hier, wäre es auch egal. Also dann wächst halt dort noch ein Jahr länger die Wiese“ (Int. Frau H.: 201-203). Sie ist der Auffassung, dass die Freude an Gartenarbeit „einfach in einem drinnen ist oder nicht“ (ebd.: 204).

Nicht nachvollziehbar ist für sie daher die Aussage mancher Freunde: „Wenn die zu mir in den Garten kommen, dann sehen die immer zuerst die Arbeit. Das find ich so faszinierend. Die kommen her und: pah, du hast ja urviel zu tun. Und ich seh das aber nicht so. Für mich ist das nicht zu vergleichen mit einem Staubsaugen zum Beispiel, was ich wirklich tun muss und nicht tun will. Im Garten muss ich nichts, weil im Prinzip, wenn ich keinen Bock hab, dann mach ich es einfach nicht. Da ist ja nichts was mich zwingt“ (ebd.: 194-199).

Unterschiedliche Einstellung zur Gartenarbeit zeigt sich aus ihrer Sicht auch in der Gestaltung des Gartens. Wer sich weniger für Gartenarbeit interessiert, legt einfach eine Hecke aus Thujen oder anderen Sträuchern an oder eine dichte Hecke aus Pflanzen, die wenig Schnitt benötigen. In Frau H.s Bekanntenkreis haben alle, die einen Garten besitzen, eine derartige Hecke: „ Ich kenn kaum Leute, die so einen großen Garten haben wie wir. Die meisten haben eher einen kleinen Garten und haben sich das Reihenhaus gekauft als Alternative zur Wohnung, wo man halt auf der Terrasse draußen Kaffee trinken kann. Das ist das, was ich so erleb. Die sind aber nicht unbedingt heiß auf Gartenarbeit so wie ich jetzt. Ich freu mich ja darauf. Ich kann sagen, der Garten ist wirklich ein großes Hobby. Und wenn man das nicht als Hobby hat, dann ist man deshalb nicht anders, man macht sich es halt einfacher“ (ebd.: 133-139).

Sie betont zusätzlich die beschauliche Qualität der Arbeit im Freien: „Also wenn das Unkraut dann weg ist, dann pflanz ich gern ein, das mach ich lieber als das Unkraut vorher rauszupfen. Aber ich könnt es jetzt nicht werten. Für mich ist dieser ganze Prozess schon fast wie Meditation“ (ebd.: 150-152).

Die Tätigkeit des Einpflanzens macht Frau H. viel Freude. Sie hat sich beim Pflanzen der Hecke am Zaun genügend Zeit genommen: „Bei der Hecke – die hab ich schon geplant – also da bin ich mit dem Buch vorgegangen und hab geschaut, wann was blüht, damit ich einfach wirklich lange Zeit irgendwo immer in der Hecke etwas hab, das blüht“ (ebd.: 98-100).

Nicht geschnittene Hecken bieten Nistgelegenheiten für Vögel. Trotzdem wird die Hecke einmal pro Jahr an der Seite zurückgeschnitten, da das Herrn H. besser gefällt. „Da sind wir halt verschiedener Meinung“ (ebd.: 108).

Wie Frau Ri. betrachtet auch Herr B. die Gartenarbeit als willkommene Ergänzung zur sitzenden beruflichen Tätigkeit. Herr B. berichtet: „Wenn ich arbeite hab ich kaum die Zeit, dass ich in den Garten rausgehe. Ich genieße zwar zwischendurch den Blick raus. Ich gehe höchstens vor dem Mittagessen eine Runde. Aber ich bin am Wochenende und nach der Arbeit viel im Garten, die meiste Zeit arbeit ich dann irgendetwas, zu ca. 90% und zu ca. 10% den Garten einfach genießen. Es ist eine schöne Abwechslung, weil es eben keine geistige Tätigkeit ist, sondern eine körperliche Tätigkeit, und so ist es für mich eine willkommene Abwechslung“ (Int. Herr B.: 83-92).

Im Gegensatz zu den oben genannten Interviewpartnerinnen, legen Herr S. und Frau Ko. keinen Wert auf Gartenarbeit als Hobby. Ihr Garten sollte möglichst pflegeleicht – wenig arbeitsintensiv – angelegt werden, da Frau Ko. und Herr S. neben ihrer Berufstätigkeit nur wenig Zeit für den Garten aufwenden wollten. Er sollte „nicht sehr aufwendig sein“. (Int. Frau Ko.: 43). Sie stießen bei der Suche nach einer Wohnung mit Balkon oder Terrasse auf ein Grundstück mit Haus in einer Kleingartensiedlung, das sie aus Mangel an Alternativen kauften. Eine alte Kleingartenparzelle war aufgeteilt und mit einem Doppelwohnhaus bebaut worden.

Geplant war daher eine Hecke zur Begrenzung zu pflanzen und Rasen zu säen. Während einige Interviewpartnerinnen die Erfahrung machten, dass die Eltern oder Großeltern sich mittels ihrer Gärten erfolgreich mit Obst, Gemüse und anderen Lebensmitteln versorgten, hatten die Großeltern von Frau Ko. weniger Erfolg beim Gärtnern: „Außerdem muss ich ehrlich sagen, habe ich bei meinen Großeltern im Schrebergarten erlebt wie blödsinnig man Dinge einsetzen kann, die dann einfach alle nicht wachsen und wo man dann mehr Mühe hat, sie am Leben zu erhalten als sonst irgendetwas“ (ebd.: 46-50).

Frau Ko. und Herr S. ließen den Garten von einer Gartengestaltungsfirma anlegen: „... die können das besser, und wir haben ja gar nicht die Zeit dazu“ (ebd.: 54). Zur Arbeitserleichterung und zur Zeitersparnis wurde gleich zu Beginn eine automatische Bewässerungsanlage verlegt (vgl. ebd.: 320-323). Mittlerweile sind Herr S. und Frau Ko. froh, den Garten doch intensiver bepflanzt zu haben als nur mit Hecke und Rasen. Rasenpflege und gelegentliche Arbeiten im Staudenbeet, besonders das Jäten des Unkrauts, erledigen sie mittlerweile doch selbst. „Ein bisschen Arbeit, das

mach ich schon gern, das war ja auch mein Wunsch dann – ein kleines Kräuterbeet“ (ebd.: 468-469).

Für die aufwendigeren Arbeiten, wie das Schneiden der Hecke und den jährlichen Rückschnitt der Stauden, beauftragen sie einen Gärtner. Die selbst aufgewandte wöchentliche Arbeitszeit im Garten darf für Herrn S. allerdings 45 Minuten nicht übersteigen (vgl. Int. Herr S.: 400). Diese 45 Minuten werden für das Rasenmähen oder Vertikutieren aufgewendet: „... net mehr als eine halbe oder Dreiviertelstunde, mehr darf das in der Woche nicht kosten“ (ebd.: 400). Und weiter: „Also mir reicht auch die halbe Stunde Rasenmähen nach der Woche, dann bin ich entspannt, sitze lieber da mit einem Pfeiferl, lese die Zeitung oder was auch immer als hier irgendwas umzugraben oder was auch immer“ (ebd.: 387-389).

Dass die Anlage des Gartens nicht selbst erledigt wurde, sondern von einem Gärtner, hatte verschiedene Gründe. Es war genug Geld für den Gärtner vorhanden, und der Rasen sollte schnell benützbar sein, deswegen wurde Rollrasen verlegt anstatt Grassamen auszustreuen. Frau Ko. betonte, dass Bekannte vielfach Gras selbst gesät hatten, das Resultat aber nicht zufriedenstellend war. Man wollte sich des Gartens von Beginn an erfreuen und in der knappen Zeit, die man zu Hause verbringt, etwas Angenehmes sehen und nicht eine Baustelle (vgl. Int. Frau Ko.: 57).

Informationen über gärtnerisches Arbeiten bekommen Herr S. und Frau Ko. aus der Zeitschrift „Garten + Haus“ (vgl. Int. Frau Ko.: 110). Frau Ko. hat im ursprünglich vom Gärtner geplanten Staudenbeet selbst Pflanzen nachträglich hinzugesetzt und pflegt dieses Beet selbst. Am Abend geht Frau Ko. gerne eine Runde durch den Garten: „Am Abend, man geht raus, schaut ein bisserl, was blüht Neues, was wächst wieder“ (ebd.: 396-397). Frau Ko. hätte zwar Lust, weitere Beete anzulegen – was sie früher nie für möglich gehalten hätte – dafür ist aber kein Platz vorhanden. „Also das hätt ich früher nicht geglaubt, dass ich da gern im Garten arbeiten werd, Kräuter setzen und so...“ (ebd.: 405). Wie bereits erwähnt, hat sich Frau Ko.s Einstellung zur Gartenarbeit mittlerweile geändert. Wollte sie ursprünglich überhaupt keinen Garten, so macht sie jetzt doch manche Arbeit mit Freude selbst.

Im Unterschied zu Herrn S. und Frau Ko. ist Frau S., die aus dem Waldviertel stammt, im Garten intensiv beschäftigt. Der Garten ist für sie „ein Flecken Erde,

der seit Kindheit als Ort des Anbaus von Obst und Gemüse in Erinnerung ist“ (Int. Frau S.: 18).

Das Aufwachsen in der Stadt und der fehlende Kontakt zur Natur sind für sie mögliche Gründe dafür, dass Menschen ihren Garten nicht pflegen: „Ja, die sind nicht sensibel für die Vorgänge der Natur, vielleicht, weil die in der Stadt aufgewachsen sind. Ich finde es ist so wie bei der Tierliebe. Manche Menschen haben es und manche nicht. Es gibt auch manche, die sagen, das interessiert mich überhaupt nicht und bei manchen ist es von Natur aus vorhanden“ (ebd.: 12-15).

Ihre Nachbarn, die den Garten verwildern lassen und Obst nicht vom Baum ernten, haben aus ihrer Sicht wohl wenig „Naturbezug“: „So was versteh ich nicht. Die lassen den Garten total verwildern. Die schönsten Delicious Äpfel, die bleiben am Baum hängen, weil sie scheinbar zu faul sind, das zu ernten! Solche Leute haben echt keinen Naturbezug“ (ebd.: 223-225).

Im Unterschied zu ihrer Auffassung ist die Pflege für Herrn B., der in der Stadt aufgewachsen ist, eine ästhetische Notwendigkeit: „Für mich ist wichtig, dass der Garten gepflegt ist, also, dass z.B. das Gras nicht überwuchert ist, dass sich da schon die Ameisenhügeln bilden, so was gefällt mir nicht. Ich habs am liebsten, wenn er wirklich frisch gemäht ist, der Rasen, und er so gut duftet. Dieser Duft von frisch gemähtem Rasen, finde ich, ist herrlich. Und auch dieser Anblick von einer wirklich schön ebenen Fläche, das find ich herrlich“ (Int. Herr B.: 117-121).

Es kann festgehalten werden, dass für die Mehrheit der Interviewpartner /-innen Arbeit im Garten mit Freude und Enthusiasmus betrieben und somit als nicht belastend empfunden wird. Sogar im Falle des Herrn S. und Frau Ko, deren Garten mit Hinblick auf Arbeitersparnis angelegt wurde, stellte sich mit der Zeit Freude an verschiedenen Tätigkeiten im Garten ein. Das Wissen um die Gartenarbeit wird häufig aus Gartenbüchern bezogen. Am Beispiel von Herrn B. lässt sich ablesen, dass nicht nur die Arbeit selbst sondern auch das Erleben des gepflegten Gartens Freude bereitet.

3.2.3.6 Beziehung zum Garten

Die oben ausgearbeiteten Kategorien lassen die Bedeutung des eigenen Gartens erkennen. Um die besondere Beziehung der Gesprächspartner /-innen zu ihrem Garten zu veranschaulichen, wurden in einem weiteren Durchgang solche Passagen aus den Interviewprotokollen gefiltert, die die besondere Verbundenheit der Gesprächspartner/-innen mit ihrem Garten wiedergeben:

Herr B. hält fest: „Es ist halt genau dieses Fleckchen Erde, das mir in den letzten Jahren ans Herz gewachsen ist. Ich würde eigentlich gar keinen anderen Garten wollen. Einfach weil irrsinnig viel Arbeit von mir in diesem Garten steckt, die ich ja schon gemacht hab und weil er jetzt so ist wie ich ihn haben möchte. Und weil er mir auch extrem gut gefällt, weil er in ruhiger Lage ist, weil er gleich bei der Lobau ist, weil nette Nachbarn sind. Es stimmt eigentlich rundherum alles hier, an dem Fleckchen Erde“ (Int. Herr B.: 341-346). Herr B. weist damit darauf hin, dass mit der eigenen Arbeit der Bezug zum Garten intensiviert wird.

Für Frau T. liegt der Grund ihrer Beziehung zum Garten hauptsächlich in der gestaltenden Auseinandersetzung: „Intensiviert und verändert“ (Int. Frau T.: 428) hat sich Frau T.s Beziehung zum Garten als sie begonnen hat selbst einzugreifen: „Indem ich angefangen habe, gestalterisch einzugreifen, das klingt jetzt so brutal, aber: hier einfach irgendwas zu tun“ (ebd.: 430).

Auch Frau Ko. betont, dass durch eigene Planung, Gestaltung und Betreuung des Gartens eine besondere persönliche Verbindung entsteht: „Also das hätt ich früher nicht geglaubt, dass ich da gern im Garten arbeiten werd, Kräuter setzen und so. . . also man baut wirklich eine Beziehung auf zu den Pflanzen, die man selbst gezogen hat“ (Int. Frau Ko.: 470-472).

Frau B. betont die Bedeutung des Gartens, der sich seit mehreren Generationen im Familienbesitz befindet: „Ja also für mich ist das der Garten, wo ich ja aufgewachsen bin. Da war ich schon als Kind gern, hab mitgearbeitet und der Opa hat gesagt: ‚du wirst den Garten einmal erben‘. Da hat er Recht gehabt“ (Int. Frau B.: 37) .

Eine andere Art der Familienbindung findet man bei Frau Ri.: „Immer wenn ein Kind geboren wird, dann gibt es irgendeine Pflanze. In dem einen Fall ist es eine Rose, im andern Fall ein Apfelbaum . . .“ (Int. Frau Ri.: 586).

Den persönlichen Bezug zu Haus und Garten, der mit der Zeit intensiver wird, benennt Frau Re.: „Ich hab immer das Gefühl, das ist wie ein Handschuh, der einfach passt“ (Frau Re.: 484).

Es kann festgehalten werden, dass eine emotionale Beziehung durch die Auseinandersetzung mit dem Garten zustande kommt. Hier können einerseits Gefühle der familiären Verbundenheit und Geborgenheit eine Rolle spielen, Heimatgefühle, oder auch das Bewusstsein, etwas zu besitzen und nach eigenen Vorstellungen gestalten zu können.

3.2.4 Zusammenfassende Darstellung der Kategorien

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse aus den erhobenen Daten zur Nutzung und Bedeutung des Gartens zusammenfassend dargestellt.

Entspannung im Garten

Wie aus den Interviews hervorgeht, dient der Garten allen Gesprächspartner /-innen als Ort der Entspannung. Dies im Besonderen als Ausgleich, sowohl in körperlicher als auch in psychischer Hinsicht, zur vielfach als belastend empfundenen Erwerbsarbeit. Die Gartenbesitzer /-innen gewinnen Abstand zu ihren Alltagsproblemen und Sorgen. Sie lauschen den Naturgeräuschen, entdecken Veränderungen von Pflanzen und beobachten den Garten als Lebensraum von Tieren. Die Beobachtung dieser Veränderungen wird als spannend und entspannend zugleich empfunden.

Der Prozess der Veränderung erfordert laufend gärtnerische Eingriffe – die Gartenarbeit. Aber diese Arbeit wird von den Interviewpersonen als Erholung bezeichnet, auch wenn sie zeitweise als körperlich anstrengend empfunden wird. Im Gegensatz zur oft sitzenden beruflichen Tätigkeit wird die mit der Gartenarbeit einhergehende Bewegung als erfrischend und gesundheitsfördernd erlebt.

Der Austausch mit Nachbarn, oft über den Gartenzaun, betreffend Themen

von beiderseitigem Interesse wie Gartenarbeit oder Neuigkeiten auf dem Gebiet des Gärtners wird als bereichernd bezeichnet. Will man allerdings nicht kommunizieren, so dient der Gartenzaun als Sichtschutz. Dies wird verstärkt durch das Pflanzen von Hecken, Sträuchern oder Anbringen von Schilfmatten etc.. Die so gesicherte Privatsphäre wird als Bedingung für Entspannung gesehen. Terrasse und Balkon werden in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit zuteil. Sie gelten als Orte des Essens, Schlafens und individuellem Verhaltens und bedürfen daher besonderem Schutz vor Einblicken von außerhalb. Eingesehene Gartenbereiche, wie der Vorgarten, werden eher als öffentlicher Bereich betrachtet und auf diese Weise nicht zur Erholung und Entspannung genutzt.

Zusammenfassend kann hier gesagt werden, dass die von mir interviewten Menschen den Garten als besonderen Ort der Beschaulichkeit und Zwanglosigkeit im Freien schätzen, und diesen, gleichzeitig privat geschützten Raum, genießen. Dabei kommt dem Gartenzaun als Grundstücksgrenze eine wesentliche Schutzfunktion der Privatsphäre zu. Vergleichbar bezeichnet der Soziologe Wolfgang Sofsky die Mauer als Abgrenzung des persönlichen Besitzes und die damit gegebene Freiheit und Privatheit innerhalb des eigenen Umfeldes als eine bedeutende Errungenschaft der Menschheit (vgl. Sofsky 2007: 30).

Oft wird der Garten mit anderen Naturerlebnissen verglichen, so z.B. dem Parkbesuch. Im Gegensatz zum privaten Garten ist ein Parkbesuch trotz Freizeitgestaltung dennoch an allgemeine Vorgaben, wie man sich dort zu verhalten habe, gebunden. Damit wurde von manchen Interviewpartner /-innen der Unterschied zur Privatheit im eigenen Garten betont.

Im öffentlichen Raum treten Mechanismen sozialer Kontrolle zu Tage. Berger und Berger (vgl. 1976: 135) weisen darauf hin, dass man in diesem Zusammenhang zwischen „äußerer sozialer Kontrolle“ und „innerer sozialer Kontrolle“ unterscheiden sollte. Unter äußerer sozialer Kontrolle verstehen sie die Forderung der Gesellschaft an die Mitglieder, sich gemäß allgemein gültigen Konventionen zu verhalten, wie sie etwa in Form von Parkordnungen festgehalten werden. Unter innerer sozialer Kontrolle verstehen sie die Verhaltensanforderungen, die Individuen an sich selbst stellen. Diese Zwänge sind im privaten Umfeld jedenfalls minimiert.

Der Garten als Wohnraum

Es konnte festgestellt werden, dass von den Interviewpartner /-innen dem Leben bzw. dem Aufenthalt im Freien eine zentrale Bedeutung beigemessen wird. So findet sich in allen Interviews die Betonung der zusätzlichen Lebensqualität durch ‚das Draußensein‘.

Lässt es das Wetter zu, so wird der Garten als Erweiterung des Wohnraumes benutzt. Hier wird insbesondere eine vorhandene Gartenterrasse genannt. Dafür werden spezielle Möbel und Dekorationen angeschafft, um eine wohnliche Atmosphäre herzustellen. Die Terrasse wird als Essplatz, Arbeitsplatz, zum Ausruhen und für Hobbys, Lesen und Spielen genutzt. Auch Gäste werden hier empfangen, was insbesondere als Entlastung des Wohnbereiches gilt. Besonders geschätzt wird die Tatsache, sich in der frischen Luft aufhalten zu können und die natürliche Helligkeit bis in die späten Abendstunden zu genießen.

Auch im Garten kann von einer Art Einrichtung gesprochen werden. Bäume, Sträucher und Beete werden geplant, der Gartenraum wird nach individuellen Bedürfnissen und Geschmack gestaltet. Wie auch im Wohnraum bei Möbeln, gibt es hier Orte oder Pflanzen, zu denen eine besondere Beziehung aufgebaut wird – sei es durch Erinnerung an Personen oder an Ereignisse.

Ähnlich wie der Wohnbereich wird auch der Garten in Ordnung gehalten und gepflegt. Es werden die Sträucher geschnitten, Rasen gemäht, Fallobst entfernt, Laub gereicht u.a. Als Unterstützung für den Pflanzenwuchs wird mehrheitlich auf den Umgang mit umweltfreundlichen Mitteln, wie im Haus auch, zurückgegriffen. Der Garten bedeutet weiter eine Möglichkeit, Haustieren zusätzlichen Lebensraum zu bieten, wodurch auch die Pflege erleichtert und der Wohnraum entlastet wird.

Wie im theoretischen Teil dieser Arbeit bereits ausgeführt, wurde im Garten bereits in früheren Zeiten Wert auf Wohnlichkeit gelegt. Beispielsweise war im Biedermeier nicht nur der ästhetischen Anblick, sondern auch die Bequemlichkeit im Garten von Bedeutung (vgl. Spiller 1991: 59). Auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde vom österreichischen Gartenarchitekten Albert Esch gefordert, dass der Garten, ähnlich einem Wohnzimmer, den alltäglichen Bedürfnissen gemäß, gestaltet werden sollte. Das gesamte Grundstück sei wie eine Wohnung zu betrachten und das

Haus nur eine Art Raum davon (vgl. Berger 2008: 70).

Fruchtgenuss aus dem Garten

Es stellte sich heraus, dass die Frage der Gestaltung des Gartens als Nutz- oder Ziergarten von nachrangiger Bedeutung ist. Alle besuchten Gärten werden auf beide Arten genutzt.

Anscheinend sind Kindheitserinnerungen und –erfahrungen für die Einstellung zum Garten prägend. Von jenen Gesprächspartnerinnen, die in ihrer Kindheit im Garten mitgearbeitet und die Erfahrung gemacht hatten, dass mithilfe des Hausgartens ein Teil des Nahrungsmittelbedarfs gedeckt wurde, wird der Anbau von Obst, Gemüse und Kräutern nach wie vor als selbstverständlich angesehen, auch wenn – wie betont wird – man heute nicht mehr darauf angewiesen sei. Es wurde angeführt, dass die Früchte aus der teilweisen Selbstversorgung bessere Qualität als jene im Handel erhältlichen bieten. Selbstanbau auf dem eigenen Grund und die damit einhergehende Versorgung werden als Teil einer natürlichen Lebensweise betrachtet.

Während für die oben erwähnten Personen die Bearbeitung eines Nutzgartens eine Selbstverständlichkeit darstellt, bezeichnen jene, die erst im Erwachsenenalter ein Gartengrundstück erwarben, die Produktion und Verarbeitung von Gemüse, Kräutern und Obst als Hobby. Wichtig ist hier die Freude an der Tätigkeit, die auch als Kreativität bezeichnet wird. Erstaunlich war die Erkenntnis, dass selbst jene Personen, die zunächst gar kein Gartengrundstück erwerben wollten, schließlich doch mit eigenem Anbau – wenn auch nur in einem kleinen Beet – begannen und Freude daran haben.

Weiter wurde mehrfach darauf verwiesen, dass sich durch den Eigenanbau auch die Einstellung zu Nahrungsmitteln generell verändere. Man lege mehr Wert auf heimisches Obst und Gemüse, und im Supermarkt werde biologische Ware bevorzugt, auch wenn das Aussehen nicht an herkömmliche Produkte heranreicht.

Die notwendige Auseinandersetzung mit den Techniken des Pflanzens und der Konservierung erfordert aktives Lernen und Experimentieren. Daraus ergibt sich zusätzliches Wissen über natürlich wachsende Kräuter und deren Nutzen als Heilkräuter und Nahrungsmittel.

Die besondere Bedeutung des Selbstanbaus im eigenen Garten als Hobby stellt für den Landschaftsarchitekten Jürgen Milchert ein Phänomen dar, das seit einigen Jahren verstärkt zu beobachten sei und sich in einer zunehmenden Nachfrage nach Kleingartengrundstücken auswirkt (vgl. Milchert 2010: 59). Grund für die vermehrte Bedeutung der Gartennutzung zum Selbstanbau und Ort der natürlichen gärtnerischen Tätigkeiten sei eine zunehmende „Unübersichtlichkeit und Flüchtigkeit der Welt“ (ebd.). Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass diese Aussage in der vorliegenden Untersuchung wiedergefunden wurde, da sämtliche Gesprächspartner /-innen Freude an der Arbeit zur teilweisen Versorgung aus dem eigenen Garten zum Ausdruck gebracht haben.

Kinder im Garten

Auffallend war, dass das Thema ‚Kinder im Garten‘ sehr häufig und auch im Zusammenhang mit den anderen ausgearbeiteten Kategorien vorkam. Daraus kann geschlossen werden, dass dem Garten als Aufenthalts- und Bewegungsort für Kinder große Bedeutung beigemessen wird.

Von allen Interviewpersonen – mit Ausnahme des kinderlosen Paares – wurde auch die besondere Nützlichkeit des Gartens für Kinder jeden Alters genannt – und zwar sowohl für die Kinder als auch deren Bezugspersonen. Besonders thematisiert wurde der Umstand, dass der Garten im Kleinkindalter einen geschützten Raum darstellt, aus dem gewisse Gefahrenquellen je nach Alter der Kinder ausgeschlossen werden können. Das bedeutet, dass die Umgebung für Kinder bewusst gestaltet werden kann. Damit geht eine Entlastung bei der Beaufsichtigung einher, was als Erleichterung erlebt wird. Als bequem wurde der Umstand erwähnt, dass keine besonderen Vorbereitungen, wie sie beim Verlassen des Wohnraumes getroffen werden müssten, nötig seien. Betont wurde auch die Möglichkeit, Spielgefährten einzuladen, gemeinsam zu spielen oder sportlich tätig zu sein während die Erwachsenen ihren eigenen Tätigkeiten nachgehen können.

Vor allem im späteren Alter bietet der Garten den Jugendlichen eine Rückzugsmöglichkeit – teils alleine, um Hobbys, wie Lesen nachzugehen, teils um sich mit Gleichaltrigen auszutauschen. Auch Feste können hier in jedem Alter auf eine ungezwungene Weise veranstaltet werden.

Geschätzt wurde jedenfalls die sich im Garten bietende größere Bewegungsmöglichkeit als in Wohnräumen und insbesondere der damit einhergehende Aufenthalt an der frischen Luft als Beitrag zu einer gesunden Lebensweise. Kinder können sich im eigenen Garten gefahrlos und in Ruhe mit der natürlichen Umwelt auseinandersetzen. Dies beinhaltet das Spielen mit Steinen, Ästen, Moos und anderen Dingen und daraus etwas zu formen, was als förderlich für die Entwicklung der Kreativität geschätzt wird. Außerdem wird ihr Interesse auf im Garten vorkommendes Getier, wie Regenwürmer, Ameisen oder Schmetterlinge gelenkt. Auf die positive Auswirkung für die Gesamtentwicklung wurde in allen Fällen verwiesen.

Diesem Umstand wird auch in der Entwicklung und zunehmenden Verbreitung von Natur- und Waldkindergärten Rechnung getragen. Experten zufolge bieten diese nicht nur einen Kontakt zur natürlichen Umwelt, sondern auch die Möglichkeit der kreativen Entfaltung (vgl. Häfner 2002: 37). Diese Expertenmeinung deckt sich jedenfalls mit der Auffassung der hier zur Sprache gekommenen Personen über die positive Entwicklung der Kinder im Freien.

Die Kinder werden – wie in mehreren Interviews erwähnt – in die Gartenarbeit eingebunden. Dies gilt für die Elterngeneration, die ihre Erfahrungen in der Kindheit berichten, wie auch für die heutigen Kinder. Die Kinder und Jugendlichen erleben den Anbau, das Wachsen und Ernten sowie Verwerten von Gemüse und Obst. Es wurde betont, dass sie dadurch auch zu einem gesunden Essverhalten angeleitet werden.

Wie bereits oben angeführt werden Kinder als wesentlicher Faktor für die Anschaffung eines Gartens gesehen, und die positive Bewertung des Aufenthalts der jungen Menschen im Freien wird in den Interviews eindrücklich bestätigt.

Arbeiten im Garten

Die Arbeit im Garten ist unter mehreren Aspekten zu betrachten. Je nach individueller Vorstellung wurden folgende Tätigkeiten erwähnt: Gießen, Rasen mähen, Bekämpfen von Schädlingen, Hecken schneiden, Laub rechen, Blumen, Kräuter u.a. Pflanzen einsetzen, pflegen und ernten. Diese Tätigkeiten werden einerseits als Teil der Hausarbeit gesehen, andererseits als Ausgleich zur Erwerbsarbeit.

Grundsätzlich wird Arbeit im Garten als entspannend und erholsam eingeschätzt, da im Gegensatz zur Berufstätigkeit kein wie immer gearteter Druck verspürt wird. Die Gartenarbeit galt so für die meisten Gesprächspartner /-innen als Hobby und eine Möglichkeit, kreativ tätig zu sein. Betont wird, dass die Gartenarbeit keine ökonomische Notwendigkeit darstellt. Die Möglichkeit, die Freizeit am Wohnort zu verbringen wurde vielfach als positiv hervorgehoben.

Die physische Anstrengung bei der Gartenarbeit wird als Ausgleich und nicht als schwere Arbeit empfunden, besonders von jenen Interviewpartnern /-innen, die einer sitzenden Tätigkeit nachgehen. Dies geht soweit, dass der Tätigkeit im Garten sogar meditative Qualitäten zugesprochen werden.

Der hauptsächliche Aspekt in dieser Betrachtung ist die deutlich betonte Unterscheidung von befriedigender Gartenarbeit und belastender Erwerbsarbeit.

Beziehung zum Garten

Durch die Auseinandersetzung mit dem Garten ist es den Gartenbesitzern /-innen möglich, eigene Vorstellungen von Entspannung, Wohnen, Fruchtgenuss, Umgang mit Kindern und Arbeiten zu entwickeln. Mit der Zeit scheinen diese Beziehungen intensiver und emotional von Bedeutung und der Garten damit ein Abbild der persönlichen Bedürfnisse zu werden. Dies bestätigt die bereits zitierte Aussage einer Interviewpartnerin: „der Garten ist ein Spiegelbild der Persönlichkeit“.

Die Argumente, die eigene Beziehung zum Garten zu begründen, liegen zum Teil in dem Hinweis auf die familiäre Bindung und orientieren sich an Erfahrungen aus der Kindheit und an der speziellen Gestaltung zu familienbezogenen Anlässen. Die Erinnerung an den verstorbenen Großvater oder das Pflanzen von Bäumen zur Geburt eines Kindes sind weitere Hinweise auf den Zusammenhang von Emotion und der Auseinandersetzung mit dem eigenen Garten.

Die besondere Verbundenheit zum Garten wurde mit dem Erleben einer harmonischen Wohnumgebung und dem Besitz eines „Fleckchens Erde“ sowie der damit verbundenen Privatsphäre und Sicherheit begründet.

Aus den Ausführungen der einzelnen Kategorien ergeben sich somit emotionale Bindungen der Gartenbesitzer /-innen zu den Gärten. Ausdrücke, wie „dieses Fleck-

chen Erde, das mir . . . ans Herz gewachsen ist“ oder „es ist wie ein Handschuh, der einfach passt“ bestätigen dies.

3.2.5 Auswertung des Datenmaterials: Naturvorstellungen

Dieser Abschnitt gibt die Auswertung des narrativen Teils der Interviews zur Frage: Was haben Sie für eine Vorstellung von ‚Natur‘? Sie haben ja einen Garten, haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht?“ wieder. Es hat sich dabei als hilfreich erwiesen, auch jene Aussagen bezüglich Natur aus den Leitfadeninterviews, die nicht speziell eine Stellungnahme zum Naturbegriff einforderten, heranzuziehen, um einen besseren Überblick zu bekommen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Gesprächspartner /-innen auf die Frage sehr unterschiedlich reagierten. Die meisten Personen wurden nachdenklich, drei Personen reagierten eher spontan, eine Person fand die Frage spannend und zwei konnten damit nichts anfangen.

Während Herr B. im Laufe des Leitfadeninterviews interessiert von seinem Garten berichtete, wurde er bei der Frage nach seinen Naturvorstellungen nachdenklich und legte vermehrt Gesprächspausen ein. Die Frage schien ihn ratlos zu machen. Seine Antworten hierzu lauteten:

„Natur ist für mich, wenn ich in die Lobau gehe und solche Flächen sehe, die ein bisschen verwildert sind. Das ist für mich mehr Natur als wenn ich einen gepflegten Garten sehe, weil das ja verändert wurde. Der Garten würde ja ganz anders aussehen, wenn es 10 Jahre einfach so brach wäre und sich niemand drum kümmern würde. Dann wäre es wahrscheinlich wieder Natur“ (Int. Herr B.: 465-469).

„Natur ist, was nicht vom Menschen geschaffen wurde, sondern so wie es erschaffen wurde, präsentiert es sich. Oder wenn ich in der Wüste sitze und ich schaue mir das Panorama der Wüste an, das hat kein Mensch so gestaltet. Der Grand Canyon ist halt so wie er erschaffen wurde“ (ebd.: 449-452).

Während des Gesprächs zum Leitfadeninterview erwähnte er im Zusammenhang mit den oben angeführten Kategorien: „Du gehst hier nebenan zum Feld hin und kannst sehen Rehe, Wildschweine, Hasen, Fasane. Also, das ist ein Naturerlebnis was sich da direkt vor meiner Haustüre abspielt. (. . .) Wenn ich jetzt woanders

wohnen würde, wo es sehr urban wäre, würde ich mir halt ein grünes Fleckchen suchen wo ich halt Natur genießen kann und dort halt hinfahren oder hingehen oder was auch immer“ (ebd.: 358-362).

„Im Garten spazieren zu gehen und zu beobachten was sich Neues tut, das ist für mich echt Naturgenuss“ (Int. Herr B.: 24-25).

Die Ausführungen Herr B.s weisen einen widersprüchlichen Naturbegriff auf. Einerseits wird der Naturbegriff reduziert auf das, was nicht von Menschen geschaffen bzw. gestaltet wurde wie z.B. eine Wüste, andererseits gilt im Stadtgebiet ein „grünes Fleckchen“, wie ein angelegter Park, als Natur. Einen gepflegten Garten bezeichnet er als weniger Natur, verwilderte Flächen als mehr Natur. Damit findet eine Orientierung an Ordnung statt. In seinem Garten allerdings, in dem er auf Pflege großen Wert legt, erlebt er „Naturgenuss“

Frau B. kam bei der Frage nach dem Naturbegriff ziemlich schnell auf Schönbrunn zu sprechen: „ Ja, Schönbrunn – das ist eher künstliche Natur. Ein eigener Garten, das ist schon was ganz anderes. Erst mal hast du eine ganz andere Beziehung dazu. Und Schönbrunn ist natürlich angelegt an die Barockzeit und soll ein bestimmtes Gesicht haben. Also das soll einfach so künstlich gestaltet aussehen. Die Gestaltung ist quasi schon vorgelegt, jahrhundertlang. Das soll seit damals so gestaltet werden. Sicher ist es auch Natur, aber der Natur sind meiner Meinung nach gewisse Grenzen gesetzt. Da haben die Gartenarchitekten oder wer auch immer schon gewisse Vorstellungen, und so muss es einfach sein“ (Int. Frau B.: 210-217).

„Also, die Donauinsel, ja, es ist sicher Natur und hat auch einen Erholungswert. Also eher für Leute, die nur eine Wohnung haben und überhaupt keinen Garten“ (ebd.: 220).

Im Zusammenhang mit dem Leitfadenterview fiel folgende Bemerkung: „Ich liebe die Naturgeräusche, das Summen der Bienen, Vogelzwitschern, auch wenn jemand Rasen mäht in den Nachbargärten, oder wenn du irgendwo ein Plätschern hörst von einem Rasenschlauch oder einer Gießkanne oder dergleichen. Also das ist einfach runterkommen und entspannen. Und einfach die Natur zu genießen. Ich versuch an sonst nichts zu denken“ (ebd.: 171-175).

Frau B. erwähnt den Begriff „künstliche Natur“, womit sie Gärten mit in Form geschnittenen Pflanzen wie in Schönbrunn bezeichnet. Auch hier spielt der Ordnungsbegriff eine Rolle. Dagegen sei der eigene Garten durch die persönliche Beziehung „etwas ganz anderes“. Geräusche wie Summen der Bienen oder Vogelgezwitscher werden als Natur bezeichnet. Ihr Naturbegriff ist abhängig von der Wohnsituation einerseits – so stellt die Donauinsel Natur für jene Leute dar, die keinen Garten besitzen – und der Beziehung zum eigenen Grünraum andererseits.

Frau H. wurde ebenso wie Herr B. nachdenklich und schwieg zunächst. Nach einigen Erklärungsversuchen, wobei sie sich immer wieder selbst korrigierte, stellte sie fest: „Natur ist überall dort, wo die bloße Erde ist, wo irgendwas drauf wächst. Das wäre vielleicht das Eheste. Also eine Straße ist für mich keine Natur. Das ist zubetoniert. (...) Diese unberührte Natur, die man auch manchmal Natur nennt, das ist dann wirklich so wie in Kärnten, wo man auf der Alm spazieren geht und die Kühe vorbeilatschen. Das ist zwar auch vom Menschen gemachte Natur, aber das ist noch ein Stückel mehr Natur (Int. Frau H.: 889-894).

„Also für mich hat das mit dem Menschen ... ob der das jetzt gemacht hat und ob ich das jetzt gepflanzt hab, den Baum gepflanzt hab oder nicht, das ist Natur! Wie der dort hingekommen ist, das ist mir wurscht. Manche Natur hab ich halt lieber als andere Natur“ (ebd.: 840-843).

„Natur ist für mich die Lobau, das ist locker, leger, da kann man auch mal Fußball spielen. Wenn ich in Schönbrunn spazieren geh, dann ist das auch wie ein Museumsbesuch“ (ebd.: 910-912).

„Diese unberührte Natur, da musst du schon irgendwo Bergsteigen gehen, und selbst dort am Gipfelkreuz hast du irgendwas Betoniertes drauf. Also unberührt in dem Sinn existiert für mich eigentlich nicht. Weil selbst in der Lobau fällen sie die Bäume“ (ebd.: 891-893).

Im Laufe des Leitfadeninterviews stellte sie fest: „Also ich mag keine Formgärten. Dieses: Ich schneide meinen Buchs als Kegel oder so, oder diese Schnitthecken kann ich überhaupt nicht leiden. Ich weiß nicht, ein Strauch wächst wie er wächst. Im Haus, da mag ich, wenn die Bilder in einer Reihe hängen. Logisch, das mag das menschliche Auge gern. Aber im Garten find ich, das sollte doch Natur bleiben. Da

brauch ich nicht so eine Ordnung, weil das wär ja unnatürlich“ (ebd.: 111-116).

„Ich find das auch total cool, dass ich mich drauf verlassen kann. Also du pflanzt was ein und es wächst, wenn du ihm genug Wasser gibst und der Standort passt. Du brauchst dich da nicht so sorgen drum, ich find das super zuverlässig wie das so funktioniert in der Natur“ (ebd.: 157-159).

Frau H. meinte zunächst, es gäbe keine unberührte Natur, widerspricht sich dann allerdings indem sie Kärntner Almen als unberührte Natur bezeichnet. Ordnung im Garten, wie in Schönbrunn, ist nach ihrer Auffassung unnatürlich. Sie erwähnt den Ausdruck „vom Menschen gemachte Natur“ und manches sei auch „noch ein Stückel mehr Natur“.

Frau Kl. antwortete eher spontan als ob sie sich mit dem Naturbegriff schon des Öfteren befasst hätte: „Alles was zu sehr geplant ist, ist nicht Natur im Garten. Es soll etwas einfach wachsen dürfen. Zum Beispiel die englischen Gärten, da wird ja alles nur zusammengeschnitten. Aber man muss es auch natürlich wachsen lassen. Man kann einen Gartenplan zeichnen, aber es soll nicht alles nur so geschniegelt sein – so, dass es nicht mehr natürlich wirkt“ (Int. Frau Kl.: 590-594).

„Natur hat mit Kreativität zu tun, einfach rausgehen und etwas Eigenes machen. Also den Garten von einem Gärtner machen lassen, das ist nicht Natur, man soll es selbst gestalten“ (ebd.: 575-576).

„Für mich hat Natur schon mit dem Glauben zu tun, mit dem Glauben an einen Schöpfer, der in der Welt wirkt. Für mich hat das schon eine tiefe Bedeutung. (...) Wenn ich daran denke, wie es ist im Frühling, wenn ich rausgehe in den Garten und die Blumen sehe – und wenn Sie nur ein Veilchen anschauen! Dass jede Blume etwas Besonderes ist, das ein Mensch gar nicht so erzeugen kann...“ (ebd.: 602-606).

Wie bei den obigen Gesprächspartner /-innen auch spielt der Ordnungsbegriff im Zusammenhang mit Naturvorstellung eine Rolle. Nicht als Natur gelten englische Gärten sowie vom Gärtner gestaltete Flächen. Sie bezeichnete Kreativität und „etwas Eigenes machen“ als Natur. Die Natur wird schlechthin als göttlich betrachtet.

Frau Ko. wirkte bei der Frage nach der Naturvorstellung eher irritiert und führte das Gespräch ziemlich schnell in eine andere Richtung. Sie konnte mit der

Frage offensichtlich nicht viel anfangen. Ihre Stellungnahme lautete: „Also der Garten hier, das ist nicht Natur, das ist künstlich angelegt. Natur ist frühestens, wenn ich in die Lobau geh. Aber ich geh auch nicht hin, um die Natur zu genießen. Also ich bin eher kein Naturmensch. Ich bin schon froh, dass ich Städterin bin“ (Int. Frau Ko.: 542-544) .

Nach Auffassung von Frau Ko. sind Gärten nicht als Natur zu bezeichnen, sie legt auch keinen Wert auf „Naturgenuss“ sondern fühlt sich in der Stadt sehr wohl. Auch sie bringt den Naturbegriff mit Ordnung in Zusammenhang.

Frau Ri. bemühte sich ebenfalls um eine Antwort. Die Frage schien ihr Interesse zu wecken. Ihren Naturbegriff beschrieb sie: „Wenn ich zu meinen Eltern fahre ist das für mich total Natur. Da gibt es so einen Teich, einen Schwimmteich und alles Mögliche. Die haben einen riesigen Garten, es ist die Umgebung – Traunstein, Traunsee. Also das, was ich dort wahrnehme ist definitiv Natur“ (Int. Frau Ri.: 693-696).

„Es ist eben auch wirklich Natur mit diesen alten Pappeln, diesen vielen Bäumen im Gänsehäufel. Das ist ja nicht einfach nur ein Freibad. Es ist nicht einfach eine Rasenfläche und ein Pool, sondern es ist wirklich ein Park. Es sind hunderte alte Pappeln, die auch wirklich viel Schatten machen und die Alte Donau ist ja einfach auch Natur eben und ist nicht so die Poollandschaft“ (ebd.: 600-604).

„Natur im Garten ist, wenn man die natürlichen Abläufe zulässt, also Pflanzen sterben ab, Blätter fallen ab und liegen herum oder so. Für mich ist das nicht das höchste Ziel, nie ein Blättchen im Garten herumliegen zu haben“ (ebd.: 642-644).

Der Größendimension kommt in den Bemerkungen Frau Ri.s eine zentrale Bedeutung zu. Natur im Garten bedeutet, Pflanzenwachstum und -sterben zuzulassen und als Teil eines natürlichen Kreislaufs zu sehen. Auch hier wird der Ordnungsbegriff im Zusammenhang mit der Naturvorstellung genannt.

Frau S. benötigte auch einige Minuten, um die gestellte Frage zu beantworten. Dann stellte sie fest: „Ein Wunder ist die Natur. Es kommt immer wieder, stirbt und kommt immer wieder, diesen Kreislauf würde der Mensch nicht erschaffen können“ (Int. Frau S.: 418-420).

„Ein Ziergarten ist schon etwas veränderte Natur, weil man im Garten ja ein-

greift, nicht? Wenn ich hinaufgehe in den Schlosspark oder wo, dann ist das einfach ungebändigte Natur. Nicht so als wenn der Mensch da Sträucher schneidet oder da noch gedüngt wird. Und anstatt, dass man Kompost macht, kauft man einen fertigen Dünger. Wenn da Gift dabei ist, ist es eigentlich egal. Hauptsache, das Gras ist unkrautfrei und hoch und grün. Sind ja alles schon Entartungen. Die Beziehung zur Natur, zuschauen und wachsen wie die Natur, die Geduld hat man ja nicht! Also ich war früher auch so. (...) Es ist ein Entwicklungsprozess, den man durchmacht“ (ebd.: 436-445).

Weitere Äußerungen über Natur finden sich in den Protokollen zum Leitfadenterview: „So was versteh ich nicht. [Meine Nachbarn], die lassen den Garten total verwildern. Die schönsten Delicious Äpfel, die bleiben am Baum hängen, weil sie scheinbar zu faul sind, das zu ernten! Solche Leute haben echt keinen Naturbezug“ (ebd.: 223-225).

„Also mehr Genuss hab ich wenn ich wirklich wo wandern geh in den Bergen und in der Natur, das ist unvergleichlich. Der Garten ist ja immer beschränkt, begrenzt und schon mit Arbeit für mich verbunden. Aber das ist halt meine persönliche Prägung“ (ebd.: 352-354).

„Und das ist eigentlich das Spiegelbild der eigenen Persönlichkeit. Wie viel Naturbeziehung spür ich, lass ich das wachsen und geh in Beziehung und schau, wie wächst das, oder nur vom Intellekt her, es festzulegen und sagen: So will ich es haben. Und ich glaub, das ist ein Reifungsprozess, dass man dort hinkommt und die Natur sein lässt und zu schauen was will sie, was tut sie, und ich unterstütze halt, aber ich zwingen nicht mit Gewalt meinen Willen auf. Das hab ich im Lauf des Gartenseins gelernt, der Natur zuzuschauen und sie zu lassen“ (ebd.: 104-106).

Frau S. bringt wie Frau Kl. den Aspekt des Göttlichen in ihre Naturvorstellung ein. Natur im Garten bedeutet möglichst wenig Eingriff, wie etwa Sträucher zu schneiden. Andererseits hätten ihre Nachbarn wenig „Naturbezug“, weil sie den Garten „verwildern“ ließen. Auch hier ist ein Widerspruch feststellbar – auch indem sie erwähnt, sie habe im Laufe der Zeit gelernt, „der Natur zuzuschauen und sie zu lassen“, gleichzeitig aber betont, im Garten ständig aktiv zu sein und zu arbeiten.

Herr S. beantwortete die Frage ohne viel Nachdenken, lenkte aber dann sofort

vom Thema ab. Seine Aussage beschränkte sich auf die Feststellung: „Natur ist für mich freier Himmel. Also nichts Eingrenzendes. Und wenn es dann auch noch grün wird umso besser! (. . .) Also wenn ich hier rausgehe, das ist für mich Natur. Wenn ich Himmel über dem Kopf hab, da fängt bei mir Natur an“ (Int. Herr S.: 530-532).

Damit bekräftigt Herr S. einen weit gefassten Naturbegriff, indem er die gesamte Umwelt außerhalb von Gebäuden als Natur bezeichnet.

Frau T. überlegte ebenfalls etwas länger und meinte dann: „Ich lege Wert darauf – nicht dass ich total esoterisch bin – aber ich denke, dass wir hier von Naturwesen umgeben sind und denen möchte ich hier gerne Raum geben. Die Pflanzen sollen wachsen können, die Bäume sollen wachsen können und was halt sonst noch“ (Frau T.: 650-652). Es war Frau T. ein Bedürfnis über Naturwesen zu sprechen. Diese Aussagen waren im Rahmen dieses Forschungsprojektes nicht verwertbar. Aus diesem Grund wurden folgende mit obiger Frage in Verbindung zu bringende Aussagen aus dem Leitfadeninterview entnommen: „Ich geh hinaus, schau mich um und das ist ein Innehalten, ein Schauen, ein Wahrnehmen. Das ist Konzentrieren und Entspannen, ein mit der Natur verbunden sein“ (ebd.: 294-296).

„Ein Beet mit in der Gärtnerei gekauften Sommerblumen ist nicht mehr Natur, schafft aber auf der Terrasse eine schöne Umgebung. Das ist nicht natürlich, das ist eigentlich künstlich, aber das mach ich, weil ich mir hier rundherum eine schöne Umgebung schaffen will“ (ebd.: 30-33).

„Für mich ist das eine Knebelung der Natur, so ein Ziergarten. Ich kümmerge mich um die Pflanzen, ja, aber ich versuche, sie nicht irgendwo hineinzuzwingen. Ich setze an, und wenn es gedeiht freu ich mich, und wenn es eingeht, dann denke ich mir: es war nicht die richtige Pflanze für diesen Ort. Pech“ (ebd.: 69-73).

Frau T. betont die Verbindung zur Natur und meint damit den Aufenthalt im Freien verbunden mit meditativer Besinnung. Andererseits bezeichnet sie dieses Draußensein auf ihrer Terrasse – weil mit Blumen aus der Gärtnerei verschönert – nicht als Natur. Auch hier wurde eine Widersprüchlichkeit festgestellt. Ordnung im Garten und sogar gekaufte Blumen gelten nicht als Natur. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Aussage Frau T.s verwiesen, in der sie angibt, lieber im Garten als im Haus Ordnung zu halten (vgl. S. 20 in dieser Arbeit, Int. Frau T.: 331-332).

Frau P. blieb bei der Beantwortung der gestellten Frage unverbindlich: „Also ich glaube, Leute die nur in der Stadt sind – nun sie können schon Freude haben an der Natur, das sieht man ja, wenn die Kinder rauskommen und spielen können und so. Aber dieses Empfinden für die Natur können sie nicht so haben wie ein Kind, das damit aufwächst“ (Int. Frau P.: 195-198).

Hier wird Menschen, die in der Stadt aufwachsen, ein „Naturempfinden“ abgesprochen. Eine nähere Eingrenzung dieses Begriffes war nicht zu erheben.

Frau Re. berichtete im Zusammenhang mit der gestellten Frage lediglich von ihrem esoterischen Wissen und stellte keinen Bezug zum Garten her. Aus dem Gesprächsprotokoll zum Leitfadeninterview konnte folgende Aussage bezüglich Natur übernommen werden: „Ich habe immer Schafgarbe im Garten gehabt. Eines Jahres war alles voller Schafgarbe. Na ja, und da hab ich ein bisserl nachgelesen darüber, und ich hab es damals gebraucht, Schafgarbe ist für ein weibliches Leiden sehr bekömmlich. War genau richtig. Die Natur weiß, was man braucht, irgendwie“ (Int. Frau Re.: 268-271). Der Naturbegriff wird hier mit „höherem Wissen“ gleichgesetzt (vgl. ebd. 100-187).

Konfrontiert mit der Frage nach dem Naturbegriff konnte festgestellt werden, dass acht von elf Gesprächspartner /-innen – Herr B., Frau B., Frau H., Frau Kl., Frau Ko., Frau Ri., Frau S. und Frau T. – ihre Einschätzung von Naturvorstellungen mit einem Ordnungsbegriff in Verbindung brachten. Zuviel Ordnung sei ihnen zufolge nicht mehr Natur, wobei diese Ordnungsvorstellungen sehr unterschiedlich definiert wurden. Geschnittene Sträucher und vom Gärtner gestaltete Grünflächen werden nicht als Natur bezeichnet. In einem anderen Fall findet man den Hinweis, dass ein Garten nach 10-jährigem Brachliegen wieder Natur werde. Frau Re. und Frau P. äußerten sich nicht, sondern kamen auf Themen aus dem Leitfadeninterview zurück. Herr S. bekannte sich zu einem weit umfassenden Naturbegriff. Eine zusammenfassende Interpretation der gefallenen Äußerungen soll den Naturbegriff der hier zur Sprache gekommenen Personen näher erläutern und kommentieren.

3.2.6 Zusammenfassende Darstellung der Naturvorstellungen

Im Anschluss an die obige Darstellung soll in einer Gesamtschau auf die Naturvorstellungen der hier angeführten Personen nochmals verdeutlichend eingegangen werden.

Aus der Mehrheit der Interviews geht hervor, dass der Naturbegriff „das nicht vom Menschen Gemachte“ umfasst. Dies geht soweit, dass selbst ein Berg mit Gipfelkreuz, durch die betonierte Verankerung nicht als mehr als „unberührte“ Natur gilt.

In den Aussagen orientieren sich Naturvorstellungen im besonderen Maße an Größenordnungen, wie dem Grand Canyon, Wüsten, der Umgebung des Traunstein und den Bergen schlechthin. Die Naturbezeichnung erfolgt hier auch aus der Überlegung heraus, dass keine gestaltenden und somit ordnenden Eingriffe des Menschen erfolgten.

Von acht der elf Interviewpartner /-innen (ausgenommen Frau P., Frau Re. und Herrn S.) wurde Natur als das, was nicht vom Menschen geordnet ist, gesehen. Eingriffe des Menschen, wie Schneiden von Sträuchern, Hecken oder Wegräumen von Laub gelten als Pflege und damit nicht mehr als Natur. Zusätzlich relativiert sich dieser Standpunkt im Hinblick auf die zeitliche Dimension. Längere Zeiträume wilden Wachstums können etwa nach Herr B. den Naturzustand wieder herstellen, beispielweise werde der Garten nach 10-jährigem Brachliegen wieder zu Natur. Unterschiedliche Naturzuschreibungen wurden auch bezüglich des Ortes festgestellt, so gelte nach Herrn B. die Lobau als mehr Natur als ein gepflegter Garten.

Ungeachtet der nicht erwünschten menschlichen Ordnung in Form von Gestaltung und Eingriffen als Voraussetzung für die Zuordnung zu Natur ist ein Bewusstsein höherer Ordnung vorhanden. Dies äußert sich explizit bei Herrn B. und Frau Kl. in der Erwähnung der Schöpfung, bei Frau S. in der Fähigkeit, die Wunder der Natur mit Demut und Staunen zu betrachten, bei Frau Re. in einem der Natur inhärenten übergeordneten Wissen.

Konkret machen einzelne Interviewpartner /-innen ihre Naturvorstellungen von der individuellen Wohnsituation abhängig. So gehen manche Gartenbesitzer /-innen

davon aus, dass sich ihre eigenen Naturvorstellungen von jenen ausschließlich im verbauten Stadtbereich bzw. ohne Garten wohnenden Menschen grundlegend unterscheiden. Für jene in der Stadt wohnenden Personen gelte sogar ein grünes Fleckchen wie ein Park, für jene ohne Garten die Donauinsel als Natur. Dies wird durch die naturbezogene Einschätzung der Herkunft – mit oder ohne Garten aufgewachsen – noch verstärkt. Laut Frau P. fehle diesen Personen auch das „Naturempfinden“.

Der Umstand, mit der Frage nach der eigenen Naturvorstellung konfrontiert zu werden, gibt mit der jeweils veränderten Betrachtungsweise im Laufe des Gespräches auch veränderte Einschätzungen und Stellungnahmen wieder. Während im Teil des leitfadengestützten Interviews der Naturbegriff weiter gefasst und jedenfalls bei fast allen Gesprächspartner /-innen der eigenen Garten in dem einen oder anderen Zusammenhang als Natur bezeichnet wurde, konnte im Laufe des narrativen Interviewteils mehrheitlich eine widersprüchliche Naturvorstellung dazu festgestellt werden.

Das Wort ‚Natur‘ wurde in den Interviews mit Adjektiven kombiniert, die einerseits im Widerspruch mit dem eigentlichen Begriff zu stehen scheinen, andererseits die geäußerte Vorstellung von Natur verstärken: Beispielsweise kommt in der Auslegung ‚veränderte Natur‘ oder ‚künstliche Natur‘ ein Widerspruch zum Ausdruck. Die Bezeichnungen ‚unberührte Natur‘ sowie ‚ungebändigte Natur‘ können als Verstärkung des Naturbegriffes verstanden werden.

3.2.7 Zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse aus dem leitfadengestützten Interview zur Bedeutung des Gartens und dem narrativen Interview zum Naturbegriff zusammengeführt um die Forschungsfrage zu beantworten.

In Bezug auf die Bedeutung des eigenen Gartens wurde durch die ausführliche Zitierung der strukturierten Themenbereiche herausgearbeitet, dass, bis auf eine Ausnahme (Frau Ko.) alle anderen Gartenbesitzer /-innen auf die eine oder andere Weise dem eigenen Garten das Attribut ‚Natur‘ zuwiesen. In der Wahl der verwendeten Termini finden sich eine Reihe von Umschreibungen, die für die einzelnen Gärtner /-innen charakteristisch sind. Die folgenden Ausdrücke betreffend Natur im

Zusammenhang mit dem eigenen Garten wurden den Kategorien entnommen:

Frau B. erlebt „Naturgeräusche“, „Naturgenuss“ und „Naturkontakt“,

Herr B. spricht von „Naturgenuss“ und „Naturverbindung“,

Herr S. und Frau Kl. schätzen den „Naturgenuss“,

Frau H. erlebt „Naturgenuss“ und „Naturbelassenheit“,

Frau P. spricht von „Naturempfinden“ sowie „Naturverbundenheit“,

Frau T. nennt gleichfalls „Naturverbundenheit“ und „Naturbelassenheit“,

Frau Ri. bezeichnet Spielen und Tätigkeiten im Garten als „Beschäftigung mit Natur“,

Frau S. erlebt „Naturbezug“, „Naturgenuss“ und „Naturkontakt“ und

Frau Re. spricht von „Naturwissen“ im Zusammenhang mit wild wachsenden Heilpflanzen im eigenen Garten.

Daraus kann abgeleitet werden, dass die genannten Personen den eigenen Garten in ihren Naturbegriff einschließen, den Garten also als „Natur“ bezeichnen.

Fragt man allerdings gezielt nach der persönlichen Naturvorstellung, um auf diese Weise zu klären, ob der eigene Garten als Natur bezeichnet werden kann, so ergeben sich zum Teil konträre Aussagen. Sieben Personen (Herr B., Frau H., Frau Kl., Frau Ko., Frau Ri., Frau S., Frau T.) brachten hier ihre Naturvorstellung mit einem Ordnungsbegriff, d.h. mit der Vorstellung von Natur als ‚ungeordnet‘ in Zusammenhang – einem Zustand, der sich in keinem der Gärten – sowohl basierend auf meinen eigenen Beobachtungen als auch bezogen auf die von den Gesprächspartner /-innen beschriebenen Tätigkeiten im Garten wiederfindet.

Je genauer versucht wurde, die Naturvorstellungen auszuformulieren, desto mehr Ungereimtheiten und Schwierigkeiten sich zu äußern konnten festgestellt werden. Beispielhaft sei wiederholend die Feststellung einer Gesprächspartnerin angeführt, es gäbe keine unberührte Natur während einige Sätze später sich die Auffassung findet, die Kärntner Almen seien unberührte Natur. Werden nun diese Na-

turvorstellungen in Bezug zum eigenen Garten gesetzt, so ergeben sich ebenfalls mehrheitlich Widersprüche, wie sie bereits oben erläutert wurden.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass für zehn Personen (alle außer Frau Ko.) der Garten in seiner Bedeutungszuschreibung als Natur bezeichnet wird. Bezogen auf die Frage nach den Naturvorstellungen legten sich 2 Personen (Frau P. und Frau Re.) nicht fest, 3 Personen (Frau B., Frau Kl. und Herr S.) bezeichneten ihren Garten auch nach dieser Fragestellung – genauso wie bei der Frage nach der Bedeutung des Gartens – als Natur und 6 Personen (Herr B., Frau H., Frau Ko, Frau Ri., Frau S. und Frau T.) bezeichneten ihren Garten bei dieser Fragestellung nicht als Natur. Herr S., der feststellte, die Natur wäre die gesamte Umwelt außerhalb von Gebäuden, schien die wenigsten Schwierigkeiten bei der Beantwortung der Frage zu haben.

4 Conclusio

Das vorliegende Forschungsvorhaben befasste sich einerseits mit der Bedeutung, die dem Besitz eines Gartens von den jeweiligen Besitzer /-innen beigemessen wird, andererseits mit ihrem persönlichen Verständnis von ‚Natur‘, um herauszufinden, ob der Garten als Natur bezeichnet wird.

Für diese Arbeit essentiell war der Prozess der Ausarbeitung und Formulierung der Forschungsfrage sowie auch jener zur Vorgangsweise der Datenerhebung. Dazu war zunächst eine intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff ‚Natur‘ aus kultur- und sozialanthropologischer und in weiterer Folge auch aus philosophischer Sicht nötig. Es erwies sich als hilfreich, auf die Darstellung des Naturbegriffes nach Honnfelder (2011) – wie er im philosophischen Teil dieser Arbeit abgehandelt wird – zurückzugreifen und so die Frage nach dem ‚Natur-Verhältnis‘ und dem ‚Umgang mit der Natur‘ herauszugreifen. Mit den Frageformulierungen zu Naturvorstellungen (‚Natur-Verhältnis‘) sowie nach Bedeutung des eigenen Gartens (‚Umgang mit der Natur‘) konnten die philosophischen Begrifflichkeiten einer alltagssprachlichen Verwendung näher gebracht werden.

Für die Durchführung der Interviews war die Überlegung ausschlaggebend, dass eine Fragenstellung, ob der Garten als Natur oder Kultur zu bezeichnen sei, nicht zielführend sein könne. Der Naturbegriff konnte nur aus dem alltäglichen Umgang mit dem Garten, der Bedeutung, die ihm zugeschrieben wird und den jeweils gesetzten Handlungen abgeleitet werden. In Form des leitfadengestützten Interviews wurde somit ein Fragenkatalog ausgearbeitet, aus dem dieser Umgang verdeutlicht und der sich daraus ergebende Naturbegriff abgeleitet werden sollte. Es galt herauszufinden, ob nach der konkreten Frage betreffend die Definition des Begriffes ‚Natur‘ – nach Honnfelder das Natur-Verhältnis – der Garten ebenfalls oder auch nicht als Natur bezeichnet wird. Für diese Aufgabe wurde die Form des narrativen Interviews gewählt. Es war zu erwarten, dass diese theoretische Frage von den Interviewpartnern /-innen nur nach reflexiver Auseinandersetzung zu beantwortet ist.

Die Analyse der so erfolgten empirischen Erhebung, die den Umgang mit dem Garten bzw. die Bedeutung des Gartens betraf, hat schließlich ergeben, dass in allen Interviews, mit einer Ausnahme, der Garten als Natur verstanden wurde – als ein

Ort, an dem „Naturgenuss“, „Naturbelassenheit“, „Naturverbundenheit“ „Naturkontakt“ u.a. erlebt wird.

Die konkrete Fragestellung nach der Definition des Naturbegriffes wurde mehrheitlich mit gegensätzlichen Aussagen beantwortet. In diesem Zusammenhang wird nochmals darauf verwiesen, dass es der Mehrzahl der Gesprächspartner /-innen Schwierigkeiten bereitete, diese Definition in klare Worte zu fassen. Dadurch ergaben sich – sowohl in der Definition von Natur selbst als auch dabei, diese Definition auf den Umgang mit dem Garten zu übertragen – Widersprüchlichkeiten. Verdeutlichend sei hier auf den Begriff der Ordnung verwiesen. Mehrheitlich wurde ‚Natur‘ als nicht vom Menschen gestaltet bzw. geordnet beschrieben, während im Umgang mit dem Garten persönliche Gestaltung und ordnende Eingriffe betont wurden.

Die Zuschreibung, wonach der Garten in seiner Funktion oder Bedeutung als Natur bezeichnet wurde, unterliegt alltagsprachlichem Gebrauch, während die theoretischen Vorstellungen von Natur sich an Maßstäben orientierten, die auf den Garten nicht übertragbar sind. Somit hat sich herausgestellt, dass ‚Natur‘ als abstrakter Begriff schwer zu fassen war während in praktischer Hinsicht der Umgang mit dem Garten – wie selbstverständlich – als Umgang mit ‚Natur‘ betrachtet wurde. Zusammenfassend kann somit, bezogen auf die Forschungsfrage, festgehalten werden, dass das Naturverständnis– aus Theorie oder Praxis gesehen– unterschiedlich beschrieben wurde.

Literatur

- Auböck, Maria (1975): Die Gärten der Wiener. Wien: Jugend und Volk.
- Auböck, Maria (1999): Paradiesträume. Parks, Gärten und Landschaften in Wien. Wien: Holzhausen.
- Auböck, Maria (2002): Der Garten als private Idylle. In: Storch, Ursula (Hrsg.): Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks. Wien: Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museums des Stadt Wien, 182–185.
- Bargatzky, Thomas (1997): Ethnologie. Eine Einführung in die Wissenschaft von den unproduktiven Gesellschaften. Hamburg: Buske.
- Baumgartner, Hans Michael (1992): Metaphysik der Natur. In: Honnefelder, Ludger (Hrsg.): Natur als Gegenstand der Wissenschaften. Freiburg im Breisgau, München: Alber.
- Berger, Eva (2002): Garten und Park als Repräsentationsorte höfischer Gesellschaft in der Renaissance und im Barock. In: Storch, Ursula (Hrsg.): Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks. Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museums des Stadt Wien, 84–87.
- Berger, Eva (2008): Die neuzeitliche Gartengestaltung fasst den Garten als erweiterte Wohnung auf. Zur Entstehung des modernen Wohngartens in Österreich. In: Die Gartenkunst. Worms am Rhein: Wernersche Verlagsgesellschaft, 20, 47 – 82.
- Bobek, Hans/Liechtenberger, Elisabeth (1978): Wien. Bauliche Gestalt und Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Brockhaus (1974): Der Neue Brockhaus. Lexikon und Wörterbuch in fünf Bänden und einem Atlas. Band 2, 5. Auflage. Wiesbaden: F.A. Brockhaus.
- Brocza, Judith/Noggler, Lisa/Stadelmann, Christian (2005): Grün-Inszenierungen. Der Schönbrunner Schlosspark. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 450 – 456.
- Brunner, Karl/Schneider, Petra (2005): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. In: Wiener Umweltstudien. Band 1, Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

- Chevron, Marie-France (1998): Mechanismen der kulturellen Entwicklung aus ethnologischer Sicht. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*. Wien, 128, 33 – 42.
- Chevron, Marie-France (2004): *Anpassung und Entwicklung in Evolution und Kulturwandel. Erkenntnisse aus der Wissenschaftsgeschichte für die Forschung der Gegenwart und eine Erinnerung an das Werk A. Bastians*. Wien: Lit Verlag.
- Collingwood, Robin Georg ([1945] 2005): *Die Idee der Natur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Czeike, Felix (1995a): *Historisches Lexikon Wien Band I*. Wien: Kremayr und Scheriau.
- Czeike, Felix (1995b): *Historisches Lexikon Wien Band IV*. Wien: Kremayr und Scheriau.
- Czeike, Felix (1995c): *Historisches Lexikon Wien Band V*. Wien: Kremayr und Scheriau.
- Descola, Philippe/Pálsson, Gisli (Hrsg.) (1996): *Nature and Society. Anthropological Perspectives*. London: Routledge.
- Doblhammer, Rupert (2002): Die Idee des sozialen Grüns im 20. Jahrhundert. In: Storch, Ursula (Hrsg.): *Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks*. Wien: Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museum der Stadt Wien, 147–178.
- Doppler, Elke (2002): Arbeit im Garten. In: Storch, Ursula (Hrsg.): *Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks*. Wien: Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museum der Stadt Wien, 142–145.
- Duden (1963): *Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*. In: Drowski, Günther/Grebe, Paul (Hrsg.): *Der Duden in 10 Bänden. Band 7*, Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut.
- Eigner, Peter/Schneider, Petra/Doblhammer, Rupert (2005): Verdichtung und Expansion. Das Wachstum von Wien. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): *Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 22–54.
- Flick, Uwe (1995): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Kon-*

- zepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union, 148 – 176.
- Förster, Kirsten (2006): Vom Garten mit Häuschen zum Haus mit Gärtchen: Abschaffung der Kleingärten in Wien. In: Gärten als Handlungsfreiräume. Zur Organisation und Qualität von Freiräumen im Garten. Wien: Institut für Landschaftsplanung. Universität für Bodenkultur, 117 – 160.
- Gälzer, Ralph (2001): Grünplanung für Städte. Stuttgart: Ulmer.
- Gingrich, Andre/Mader, Elke (2002): Der Elefant im Garten: Einleitende Bemerkungen. In: Gingrich, Andre/Mader, Elke (Hrsg.): Metamorphosen der Natur: Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Wien: Böhlau, 7 – 30.
- Girtler, Roland (1984): Methoden der qualitativen Sozialforschung: Anleitung zur Feldarbeit. Wien, Köln, Graz: Hermann Böhlau Nachf..
- Grimme, Karl Maria (1929): Das Eigenheim. Sein Bau und seine Finanzierung. Berlin: Stadt und Land.
- Häfner, Peter (2002): Natur- und Waldkindergärten in Deutschland - eine Alternative zum Regelkindergarten in der vorschulischen Erziehung. Dissertation Universität Heidelberg.
- Hajósz, Geza (2002): Naturgewordene Landschaftsmalerei - Englische Gärten. In: Storch, Ursula (Hrsg.): Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks. Wien: Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museum der Stadt Wien, 108 – 111.
- Hajósz, Geza (2005): Kunstnatur. Parkanlagen in Wien. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 440 – 447.
- Halbmayer, Ernst (2009): Transnationale Anthropologie und lokale Konzeptionen der Welt: Paradoxien im Umgang mit kultureller Differenz. Online unter: <http://www.uni-marburg.de/fb03/ivk/vk/fachgebiet/personalia/antrittsvorlesung.pdf>.
- Haller, Dieter (2005): dtv-Atlas Ethnologie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich ([1807] 1970): Phänomenologie des Geistes. In: Theorie Werkausgabe [TWA]. Band 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Heiland, Stefan (1992): Naturverständnis. Dimensionen des menschlichen Naturbezugs. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Heintschel, Hans-Christian/Machat, Renate (2005): Florian Berndl und das Gänsehäufel. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Böhlau.
- Helck, Wolfgang/Eberhard, Otto (Hrsg.) (1977): Lexikon der Ägyptologie. Band 2, Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hirschberg, Walter (Hrsg.) (1988): Neues Wörterbuch der Völkerkunde. Berlin: Reimer.
- Hobhouse, Penelope/Harpour, Jerry (2005): Persische Gärten: Paradiese des Orients. München: Knesebeck.
- Höffe, Otfried (2006): Aristoteles. München: C.H.Beck.
- Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Köln, 32, 339 – 372.
- Honnefelder, Ludger (1992): Natur als Gegenstand der Wissenschaften. Freiburg im Breisgau, München: Alber.
- Honnefelder, Ludger (2011): Art. Natur: II. wissenschaftlich. In: Kolmer, Petra (Hrsg.): Neues Handwörterbuch philosophischer Grundbegriffe. Band 2, Freiburg im Breisgau: Alber, 1571 – 1578.
- Hügli, Anton/Lübcke, Poul (2005): Philosophielexikon. Hamburg: Rowohlt.
- Hülbusch, Inge Meta (1978): Innenhaus und Aussenhaus - umbauter und sozialer Raum. Diplomarbeit, OE Architektur - Stadtplanung - Landschaftsplanung Gesamthochschule Kassel, Kassel.
- Kanitscheider, Bernulf (1993): Von der mechanischen Welt zum kreativen Universum. Zu einem neuen Verständnis der Natur. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kant, Immanuel ([1781/87] 1998): Kritik der reinen Vernunft. Hamburg: Meiner.
- Kant, Immanuel ([1790] 2006): Kritik der Urteilskraft. Hamburg: Meiner.
- Keller, Herbert (1994): Kleine Geschichte der Gartenkunst. 2. Auflage. Berlin: Blackwell.
- Klaffke-Lobsien, Gesa/Klaffke, Kaspar (2010): Offene Pforten. Das Kommunikationsbedürfnis in der Gartenkultur. In: DGGL (Hrsg.): Garten und Kulturen.

- Gesellschaftliche Strömungen der Gartenkultur. Berlin: Georg D.W. Callwey, 85 – 90.
- Kleining, Gerhard (1995): Methodologie und Geschichte qualitativer Sozialforschung. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union, 11 – 32.
- Kletzer, Bettina (2008): Ein Nachbarschaftsgarten in Wien. Ethnographische Annäherung an einen öffentlichen Freiraum. Diplomarbeit Universität Wien.
- Kluckert, Ehrenfried/Bassler, Markus (2011): Gartenkunst in Europa von der Antike bis zur Gegenwart. Köln: Ullmann.
- Koch, Heidmarie (2000): Es kündigt Dareios, der König-: vom Leben im persischen Großreich. Mainz am Rhein: Von Zabern.
- Kolmer, Petra (2011): Art. Natur I. allgemein. In: Kolmer, Petra (Hrsg.): Neues Handwörterbuch philosophischer Grundbegriffe. Band 2, Freiburg im Breisgau: Alber, 1560 – 1567.
- Koszteczyk, Gertraud (2007): Die Geschichte der Wiener Grünflächen im Zusammenhang mit dem sozialen Wandel ihrer BeützerInnen. Dissertation Universität Wien.
- Krasny, Elke (2012): Hands-on Urbanism 1850 - 2012. Vom Recht auf Grün. Berlin, Wien: Turia und Kant.
- Kroeber, Alfred L./Kluckhohn, Clyde (1963): Culture. A critical review of concepts and definitions. New York: Vintage Books.
- Kurowski, Matthias (2006): Freiräume im Garten: Gärten und Subsistenz. In: Gärten als Handlungsfreiräume. Zur Organisation und Qualität von Freiräumen im Garten. Wien: Institut für Landschaftsplanung. Universität für Bodenkultur, 73 –117.
- Lamnek, Siegfried (1993): Qualitative Sozialforschung: Band 1 Methodologie. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union.
- Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung: Band 2 Methoden und Techniken. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union.
- Lattinger, Peter (2004): Die Geschichte der Wiener Kleingärten. In: Lattinger, Peter/Swoboda, Margit (Hrsg.): Die große Welt der Wiener Kleingärten. Wien: Echomedia.

- Legewie, Heiner (1995): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Flick, Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union.
- Leps, Julius/Leps, Rose (1994): Der Gärtner. Zwischen Schönheit und Nutzen. Leipzig: Edition Leipzig.
- Lévi-Strauss, Claude ([1964] 1976): Mythologica 1. Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löbbecke, Anja (2011): Naturalismus, Nativismus und Naturgärten. Missverständnisse in der Geschichte der Gartengestaltung „nach der Natur“. In: Stadt und Grün. Band 60/2, Berlin, Hannover: Patzer Verlag, 50 – 58.
- Loeben, Christian E. (2010): Altägyptische Gärten. In: DGGL (Hrsg.): Garten und Kulturen. Gesellschaftliche Strömungen der Gartenkultur. Berlin: Georg D.W. Callwey, 10–17.
- Machat, Renate (2005a): Ein Grüngürtel um Wien. Aus der Entstehungsgeschichte des Wald- und Wiesengürtels. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 474 – 478.
- Machat, Renate (2005b): Land in der Stadt. Kleingärten und Siedlungen in Wien. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 488 – 499.
- Mayer, Adelheid (2005): Leben im Landhaus. Villenviertel in Währing, Döbling und Hietzing. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 466 – 472.
- Mayring, Philipp (1999): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim: Beltz Psychologische Verlags Union.
- Migge, Leberecht (1913): Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena: Eugen Diederichs.
- Milchert, Jürgen (2010): Die neue Schönheit des Nutzens. Eine Renaissance des Nutzgartens unter veränderten Vorzeichen. In: Stadt und Grün. Berlin, Hannover: Patzer Verlag, 59, 56 – 62.

- Mutschler, Hans-Dieter (2009): Zur Metaphysik der Natur. In: Kummer, Christian (Hrsg.): Was ist Naturphilosophie und was kann sie leisten? Freiburg im Breisgau: Alber, 76 – 86.
- Novy, Klaus (2012): Selbsthilfe als Reformbewegung. Der Kampf der Wiener Siedler nach dem ersten Weltkrieg. In: Krasny, Elke (Hrsg.): Hands-on Urbanism 1850 - 2012. Vom Recht auf Grün. Berlin, Wien: Turia und Kant, 126 – 160.
- Peterson, Barbara/Meindl, Peter (2005): Obst und Gemüse. In: Brunner, Karl/Schneider, Petra (Hrsg.): Umwelt Stadt. Die Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, 220 – 221.
- Ploberger, Karl (2000): Der Garten für intelligente Faule. Das etwas andere Gartenbuch. Leopoldsdorf: Österreichischer Agrarverlag.
- Riedl-Dorn, Christa (2002): Der Garten als Ort der Wissenschaft. In: Storch, Ursula (Hrsg.): Gartenkunst. Bilder und Texte von Gärten und Parks. Historisches Museum der Stadt Wien, 284. Sonderausstellung des Historischen Museum der Stadt Wien, 132 – 134.
- Ritter, Joachim (1974): Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. In: Ritter, Joachim (Hrsg.): Subjektivität. Sechs Aufsätze. Frankfurt am Main, 141 – 163.
- Rotenberg, Robert (1995): Landscape and Power in Vienna. Baltimore, London: The John Hopkins University Press.
- Rotenberg, Robert (2002): La Pensée Bourgeoise in the Biedermeier Garden. In: Conan, Michael (Hrsg.): Bourgeoise and Aristocratic Cultural Encounters in Garden Art, 1550-1850. Dunbarton Oaks Research Library and Collection, 147 – 172.
- Schallmayer, Michael (2006): Urbaner Ackerbau in Wien. Die Praxis saisonaler Selbsternte und ganzjähriger Bewirtschaftung von Ackerflächen in der Ketzergasse. Diplomarbeit Universität Wien.
- Schwarz, Urs (1980): Der Naturgarten. Mehr Platz für einheimische Pflanzen und Tiere. Frankfurt am Main: Wolfgang Krüger.
- Sofsky, Wolfgang (2007): Verteidigung des Privaten. Eine Streitschrift. München: C.H.Beck.
- Spaemann, Robert (1973): Art. Natur. In: Krings, Hermann (Hrsg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Band 2, München, 956–969.

- Spiller, Gabriele (1991): Gartenkultur im 19. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung des Wiener Bürgertums. Diplomarbeit Universität Wien.
- Töpfer, Georg (2005): Teleologie. In: Krohs, Ulrich/Töpfer, Georg (Hrsg.): Philosophie der Biologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wien.gv.at: Der Donaupark - Wiener Stadtgärten. Online unter: <http://www.wien.gv.at/umwelt/parks/anlagen/donaupark.html> – Zugriff am 18.5.2012.
- Wilkinson, Alex (1998): The garden in ancient Egypt. London: Rubicon.
- Witt, Reinhard (2001): Der Naturgarten. Lebendig, schön, pflegeleicht. München: BLV.

A Liste der Interviews

Name	Alter	Gartengröße	Gespräch am	von - bis	Protokoll
Herr B.	37	500m ²	15.4.2011	10:30 - 11:25 Uhr	10 Seiten
Frau B.	31	500m ²	15.4.2011	11:45 - 12:15 Uhr	5 Seiten
Herr S.	55	300m ²	6.10.2011	13:30 - 14:15 Uhr	12 Seiten
Frau Ko.	51	300m ²	6.10.2011	14:15 - 15:30 Uhr	12 Seiten
Frau H.	36	500m ²	4.9.2011	15:30 - 17:00 Uhr	19 Seiten
Frau Kl.	80	200m ²	2.4.2011	16:15 - 17:35 Uhr	13 Seiten
Frau P.	61	2.500m ²	1.4.2011	16:30 - 16:55 Uhr	5 Seiten
Frau Re.	72	700m ²	17.4.2011	13:15 - 14:25 Uhr	11 Seiten
Frau Ri.	36	100m ²	15.5.2011	16:30 - 17:40 Uhr	15 Seiten
Frau S.	66	1.000m ²	5.4.2011	17:00 - 18:00 Uhr	9 Seiten
Frau T.	53	2.000m ²	10.5.2011	15:05 - 16:30 Uhr	15 Seiten

Interviews liegen beim Verfasser auf

B Kurzbeschreibung

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Frage, welche Bedeutung der eigene Garten für seine Besitzer /-innen hat und welche Naturvorstellungen damit einher gehen. Für dieses Forschungsvorhaben wurden in einer empirischen Untersuchung elf in Wien lebende Personen mit einem Garten am ständigen Wohnort befragt. Einleitend wird auf den Forschungsstand zum Thema Garten bezüglich wissenschaftlicher Disziplinen und Literatur eingegangen. In weiterer Folge wird der Naturbegriff aus philosophischer Sicht beginnend mit der griechischen Antike bis in die Neuzeit beleuchtet. Aus kultur- und sozialanthropologischer Sicht folgt eine Auseinandersetzung mit den Begriffen Natur und Kultur. Im geschichtlichen Teil wird einleitend auf die Entwicklung von Gärten verwiesen. Die Darstellung beinhaltet eine Übersicht beginnend mit Gärten im alten Ägypten, Mesopotamien und China und beschreibt weiter die Entwicklung von Gärten in Europa bis zum Ende des Mittelalters. Nach diesem Kapitel erfolgt die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Zier- und Nutzgartens in Wien beginnend in der frühen Neuzeit bis heute. Die theoretischen Vorgaben dienen für die Ausarbeitung eines Fragenkatalogs und der Forschungsfrage. Im empirischen Teil dieser Arbeit werden schließlich die Aussagen der Gesprächspartner /-innen zur Bedeutung des Gartens und ihrer Definition von Natur wiedergegeben. In einer abschließenden Zusammenfassung wird darauf eingegangen inwieweit, oder ob überhaupt, sich der aus dem Umgang mit dem Garten ergebende Naturbegriff mit der jeweiligen theoretischen Definition von Natur in Einklang bringen lässt.

C Abstract

This present diploma thesis deals with the question, what specific meaning the garden for his owner has and in what sense the respective owner interprets the idea of nature in general. The research consists of an empirical survey concerning eleven persons living in Vienna with a garden as a permanent place of residence. First of all actual scientific disciplines and literature in the research field on the subject of gardens is to be mentioned. Subsequently the concept of nature is considered from a philosophical perspective beginning with ancient Greek into the modern age. In the following the concepts of nature and culture are discussed from the point of view of Cultural and Social Anthropology followed by a short historical overview of the development of gardens. The presentation includes a summary starting with gardens in the old Egypt, Mesopotamia and China and describes the development of gardens in Europe until the end of the middle ages. After a glance at the historical development of flower gardens the next step leads from the fruit and vegetable garden in Vienna up to today's garden utilization. A guideline-based questionnaire was worked out on the basis of the theoretical ethnological specifications. In the empirical part of the thesis the statements, collected with the conducted interviews concerning the individual importance of the garden and its definition reproduced from nature, are evaluated. The final summary looks into, to what extent, or if at all, the natural concept arising from garden activity itself can be brought into line with the respective theoretical definition of nature.

D Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Geburtsdatum: 1.7.1976

Geburtsort: Wien

Schulbildung:

Volksschule Scheibenbergstraße, Wien

Gymnasium, BG16, Maroltingergasse, Wien

1994 Matura

Studium:

Kultur- und Sozialanthropologie, Fächerkombination: Psychologie, Philosophie

Forschungsschwerpunkte:

Ökonomische Anthropologie, Mensch und Umwelt, Afrika

Weitere Ausbildung:

Landschaftsgärtner und Landschaftspfleger beim Ökokreis Waldviertel

Berufliche Erfahrung:

Praktika in der Landwirtschaft bei WWOOF (Willing Workers on Organic Farms) in Frankreich und Ungarn

Tätigkeit in der Landschaftsgestaltung

Sprachkenntnisse: Englisch, Französisch, Serbisch Grundkenntnisse